






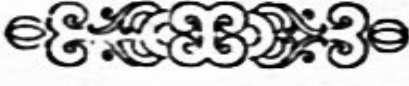
Sammlung
ausgewählter Schriften

v o n
Heinrich Conscience.

Aus dem Blämischen.






Einundsechzigstes Bändchen:
D e r M i n n e f ä n g e r .



M ü n s t e r , 1 8 7 9 .

Berlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.



Der Minnesänger.

Eine Volkssage aus dem Mittelalter.

von

Hendrik Conscience.

aus dem Flämischen

Münster 1879.

Verlag der Aschendorff'schen Buchhandlung.
Aschendorff'sche Buchdruckerei in Münster.

Inhaltsverzeichnis

Der Minnesänger.

I.

II.

III.

IV.

V.

VI.

VII.

VIII.

I.

Wie lange es her ist, weiß Keiner.

Seit jenen finsternen Zeiten sind tausendjährige Wälder von der Erde verschwunden, volkreiche Städte untergegangen, mächtige Burgen zerfallen, das wechselnde Schicksal der westlichen Erdhälfte hat den vlämischen Boden zwanzigmal arm und wieder reich gemacht, und gänzlich umgestaltet.

Damals stand in einem der fruchbarsten Landstriche des Isergaues eine große, prächtige Burg, Iserstein genannt, welche nicht, wie so viele ritterliche Raubnester jener Zeit dem Vorüberziehenden Furcht und Schrecken einflößte, sondern ihm zu winken, ihn einzuladen schien, die Gastlichkeit des edlen Schloßherrn in Anspruch zu nehmen.

Wohl war auch diese Burg nach allgemeinem Brauch von einer hohen Ringmauer umschlossen, wohl zeigten die Zinnen und Schießscharten mit den Schützen dahinter, das man für die Sicherheit der Bewohner sorgte, aber die Zugbrücke war niedergelassen, das Thor stand geöffnet und die Waffenknechte mit ihren Kreuzbogen und Speißen machten die Runde auf den Wällen zwischen grünem Gesträuch und duftenden Blumen.

Erstieg man einen der Thürme, welche an den vier Ecken der Burg zum Himmel emporragten, so beherrschte das bewundernde Auge eine weite Fläche, die gleich einem unermesslichen grünen Teppich sich ausdehnte, mit dem Goldregen, der Butterblumen und den Perlenschnüren der Maßliebchen geschmückt.

Dort, zwischen schwankendem Schilf floß in sanften Windungen friedlich und silberhell der Iserstrom die Lebensader der Gegend.

Allenthalben sah man zahlreiche Schafherden und bunte Rinder die saftigen Weiden beleben, durch die stille Luft tönte weithin der Gesang der Vögel und das fröhliche Lied der Hirten und Bauern.

Graf Folkard von Iserstein, der Burgherr, war ein achtunggebietender Mann von hohem Wuchs und kräftiger Gestalt.

Man hätte erzittern mögen vor dem Ernst in seinen Zügen, wenn nicht ein freundliches Lächeln sie von Zeit zu Zeit erhellt hätte. Eifriger Liebhaber der Jagd, der Ritterspiele und aller Uebungen, welche die Glieder gelenkig machen und stärken, eifersüchtig auf seine Herrschaft und voll trutzigen Stolzes, wo er seine Ehre bedroht glaubte, war er gleichwohl ein Feind der Gewalttätigkeit, ein warmer Freund der Gerechtigkeit.

Seine Gemahlin, eine stattliche Edelfrau, die in ihrer Jugend jedenfalls sehr schön gewesen war, hatte durch ihr

ruhiges sanftes Wesen viel dazu beigetragen, den rauhen Sinn ihres Gatten zu mildern. Sie kannte keine Freude außer dem Bereich ihres häuslichen Lebens, empfing gern Gäste an ihrer Tafel, mit denen sie heitre Unterhaltung pflog, und bewirthete mit besonderer Vorliebe die Minnesänger, deren Liedern, Sprüchen und Sagen sie ganze Abende hindurch freudig lauschte.

Gott hatte die Ehe des Grafen und der Gräfin Iserstein nur mit einem Kinde gesegnet, einem Sohne, Wilfried genannt, der jetzt bald das zwanzigste Lebensjahr erreichen sollte.

Daß beide Eltern auf diesen Sohn all' ihre Liebe und Hoffnung setzten, war nicht zu verwundern; fand sich doch in Wilfried die männliche Kraft des Vaters und die sanfte Natur der Mutter vereinigt, auch waren Beider Züge in seinem Gesichte deutlich erkennbar, Beider Wesen in ihm zu Eins verschmolzen. Hatte der Vater ihn in allen Leibesübungen ausgebildet und seine Jagdlust ihm übertragen, so war es von der Mutter der Sinn für stille häusliche Freuden, der Geschmack an Liedern und Dichtungen auf ihn vererbt, und zwar in so hohem Masse, daß er füglich selbst einen Minnesänger hatte abgeben, und Abends am hohen Kamine Alt und Jung durch Gesang und Erzählung hätte fesseln können.

Wilfried belohnte die Zärtlichkeit seiner Eltern durch eine grenzenlose Liebe; besonders die Mutter war ihm über Alles theuer und es würde ihn tief geschmerzt

haben, etwas thun zu müssen, dass sie betrüben könnte.

Etwa um diese Zeit trat in dem Verhalten der Gräfin Iserstein gegen ihren Sohn eine Veränderung hervor, die unerklärlich schien. Früher hatte sie niemals Einwendungen erhoben, wenn Wilfried allein oder mit seinem Vater zur Jagd oder zum Turniere zog; wenn er nur des Abends ihr Gesellschaft leistete, so war sie zufrieden.

Jetzt hingegen erschrak sie und wurde traurig, so oft ihr Sohn, aus was für einem Grunde, die Burg verlassen wollte.

Um ihren Wünschen nachzugehen blieb der Jüngling einige Tage zu Hause, bis er endlich, der Unthätigkeit überdrüssig, in seine Mutter drang, und den Grund dieses Wechsels von ihr zu erfahren suchte.

»Ach mein lieber Wilfried,« antwortete sie ihm, »das Herz Deiner Mutter ist von einer geheimen Angst gequält, die ich Dir nicht genau zu bezeichnen weiß; es wohnt die Überzeugung in mir, daß eine große Gefahr Dich bedroht. Nachts springe ich auf s dem Schlafe, die entsetzlichsten Träume verfolgen mich, ich sehe nichts als Blut und Leichen, Unbekannte Stimmen rufen mir zu: »Schütze, bewahre Dein Kind, ein grauenhaftes Schicksal schwebt über seinem Haupte! . . . und diese Stimmen verfolgen mich auch bei Tage, machen mich zittern für Dich und lasten auf mir wie ein schwerer Druck. — Habe

Geduld mit Deiner armen Mutter, sie befürchtet, daß auf der Jagd oder beim Waffenspiel ein blutiges Unglück Dich treffen könnte . . . vielleicht ist ihre Sorge unbegründet, aber laß sie nicht verzagen vor Angst und Noth. Wilfried, lieber, einziger Sohn, ich bitte Dich, bleib noch einige Tage in meiner Nähe.«

Obwohl der Jüngling in dieser Angst seiner Mutter nur eine vorübergehende Gemüthsstimmung sah, unterwarf er sich geduldig ihrem Verlangen.

Er bemerkte jedoch, nachdem er wiederum eine Woche bei ihr geblieben war, daß ihre Aufregung eher wuchs denn abnahm, dabei fing die Langeweile an, ihn dergestalt zu plagen, daß er endlich bat und flehte, man möchte ihm nur ein paar Stunden der Ausspannung in freier Luft vergönnen.

Die Gräfin hielt ihn zurück, so lange sie konnte und würde vielleicht noch längere Zeit sein Sehnen nach freier Bewegung erfolgreich bekämpft haben, wenn nicht eines Morgens einer der Jäger seines Vaters ganz erhitzt in die Burg gekommen wäre.

Auf, Junker Wilfried, zu Pferde, zu Pferde!« rief er, »eine wunderbare Jagd wartet Eurer! Wir haben gestern gegen Abend im Eberwald einen Hirsch aufgetrieben, so groß und mit solch mächtigem Geweih, wie seit Menschengedenken in Flandern nicht ist gesehn worden.«

Wie von einem Zauberstabe berührt sprang Wilfried jubelnd auf, er zitterte vor ungestümen Verlangen, seine Augen strahlten.

»Und das Sonderbarste an dem Thiere ist,« fuhr der Jäger fort, »es hat große weiße Flecken auf dem Rücken. Wir wissen, wo es lagert, und wollten dem Grafen, Eurem Herrn Beter die Freude des seltenen Fanges aufbewahren, doch der sagt, daß die Gicht ihn plage . . . «

Wie außer sich flog Wilfried seiner Mutter um den Hals und bat stürmisch um ihre Erlaubniß, und wie sehr es sie auch betrüben und ängstigen mochte, die Gräfin fühlte, daß sie ihn nicht länger zurückhalten dürfe.

»So geh denn Wilfried, und Gott behüte Dich,« sagte sie mit Thränen in den Augen; »ich werde für Dich beten.«

»Schnell, schnell!« rief er, mein bestes Pferd gesattelt! Die Hörner geblasen! Die Hunde los!«

Noch einmal umarmte er dankend und tröstend seine Mutter, begab sich dann zu dem oberen Saal, um auch vom Vater Abschied zu nehmen und eilte endlich in den Schloßhof, von wo das Blasen der Hörner, das Bellen der Hunde und das Wiehern seines muthigen Rosses ihm entgegenschallte.

Er sprang in den Sattel, gab dem Pferde die Sporen und sprengte dem Thore zu, unter dem Ausruf:

»Mir nach! Dem Eberwalde zu! Vorwärts! Vorwärts!«

So flog er über die Zugbrücke, durch die Wiesen dahin, gefolgt von sechs Jägern und einer Meute von Hunden, deren lautes Bellen weit über die Fläche hallte.

Wilfried war voll Leben und Glück, und gab sich ganz dem Genuß der lange entbehrten Freude hin.

Nach etwa halbstündigem raschem Traben erreichten die Jäger den Saum des Waldes; hier sah der Jüngling sich genöthigt, zwei seiner Begleiter als Führer vorausreiten zu lassen, weil ihm die Lagerstelle des Hirsches unbekannt war. Wieder eine halbe Stunde verging damit, daß man an eine freiere Stelle kam, welche nur hier und da mit Gesträuch bewachsen war.

»Halloh! Halloh!« klang es nun von allen Seiten, die Rosse fühlten die Sporen in ihren Weichen, die Jäger standen fast aufrecht in den Steigbügeln, legten den Kopf auf den Nacken ihrer Thiere und stürmten mit Windeseile von von der kläffenden Meute gefolgt, hinter dem prächtigen Hirsche drein, der nicht weit von ihnen aufgesprungen war und in weiten Sätzen über die Ebene floh.

Der junge Graf war bald Allen voraus, ein glühender Eifer schien ihn in verzehren und auch sein Pferd schien von demselben fortgerissen zu sein, es bedurfte der Sporen und des ermunternden Zurufs nicht mehr; wie ein Blitzstrahl theilte es die Luft, seine Hufe schienen den Boden kaum noch zu berühren.

Den meisten Jägern und Hunden war es allmählich unmöglich, dem Voranstürmenden zu folgen, ermattet und entmuthigt blieben sie zurück. Und als auch der Letzte endlich das tolle Jagen aufgeben mußte, da murmelte er bestürzt in sich hinein:

»Gott verzeih mir, das geht nicht mit reichten Dingen zu! Junker Wilfried muß verhext, oder vom bösen Feinde besessen sein!«

Der junge Graf aber dachte nicht an seine Diener, er hielt den flammenden Blick auf den bunten Hirsch und sein riesiges Geweih gerichtet und war einzig und allein von dem verzehrenden Verlangen erfüllt, ihn einzuholen.

Zuweilen gelang es ihm dem Flüchtling ziemlich nah zu kommen dann jubelte er, und frohlockte über den bevorstehenden Sieg; plötzlich schien aber das Thier der ihm drohenden Gefahr sich bewußt zu werden, und mit erneuter Schnelligkeit rannte er weiter.

Wäre Wilfried von seiner fieberhaften Begierde nicht ganz und gar geblendet worden, so würde ihm selbst der Gedanke gekommen sein, ob er nicht etwa unter dem Einfluß eines geheimen Zaubers stehe, denn es war als wenn der Hirsch ihn absichtlich verlockte; doch er hatte für alles Andere die Besinnung gänzlich verloren, und so ging es fort, über Berg' und Thal, durch Bäche und Pfützen, durch Haide und Wald. Der Schweiß troff dem Unermüdlichen in Strömen von der Stirn, sein

dampfendes Pferd war mit Schaumflocken bedeckt.

Lange, sehr lange dauerte das wilde Jagen; vier Stunden mochte Wilfried zurückgelegt haben, als er in eine ihm gänzlich unbekannte Gegend kam, deren Boden durch ein Erdbeben verwüstet schien und in der Alles den Stempel der Vernichtung trug.

Da gewahrte er weithin, am Ende der holperigen Fläche nach der Richtung, welche der fliehende Hirsch eingeschlagen einen hatte, eine Erhöhung, die er für felsige Hügel hielt; bald traten jedoch die Formen deutlicher hervor und er erkannte daß es die Ruinen einer alten Burg sein mußten. Hier und da ragten aus den Trümmern die geborstenen Reste zinnenbedeckter Mauern hervor, an einer Seite erhob sich selbst ein mächtiger Thurm, halb eingestürzt zwar, doch in seinen unteren Theilen noch gut erhalten. Wo vormals die Burg gestanden hatte, war alles von Geröll und Erde bedeckt, darin wildes Gewächs wurzelte; selbst in dem Mauerwerk des halbzerstörten Thurmes wuchsen verkrüppelte Bäume und wiegten ihre Kronen im Winde.

Nur einen flüchtigen Blick warf der junge Graf auf diese Ruinen, denn so nah wie jetzt war er dem Hirsch noch nie gekommen und von der Hoffnung getrieben, ihn endlich zu erreichen, spornte er sein Pferd zu unerhörter Anstrengung an. Das gequälte Thier wieherte vor Schmerz und Wuth und flog mit Blitzesschnelle weiter, daß es dem Reiter schwindelte und er den Athem fast

verlor. Keine hundert Schritte trennten ihn mehr von dein Ziel seiner Wünsche, der Hirsch wankte, es ging zu Ende mit seiner Kraft, ha, jetzt mußte Wilfried ihn einholen und erlegen!

Doch, großer Gott, was war denn das! Der Hirsch hatte sich den Trümmern der Burg genähert und war plötzlich in der Erde verschwunden.

Ueberrascht und bestürzt hielt Wilfried sein Pferd an und stieg ab. Da bemerkte er denn an der Stelle, wo er das Thier aus den Augen verloren, eine Oeffnung, die sich in den Boden zu verlängern schien.

Das mußte ein unterirdischer Gang der alten Burg sein! Das Gewölbe war hier und da eingestürzt, denn in der fernen Tiefe drang das Tageslicht an mehr als eine Stelle bis auf den feuchten Boden.

Die Ueberzeugung, daß das erschöpfte Thier hier Schutz gesucht haben müsse, entfachte von Neuem die Begierde des Jünglings und rief das triumphierende Lächeln auf seine Lippen zurück.

An einem grasbewachsenen Orte band er sein Roß an einen Baum und betrat dann behutsam und voll froher Erwartung den finstern Gang; anfangs schritt er durch dessen Mitte und strauchelte wiederholt über Steinblöcke oder auf dem durchweichten glatten Lehm Boden; doch dann gewahrte er, daß an der einen Seite des Ganges ein schmaler Pfad gebahnt war, in dem sich selbst die

Abdrücke eines menschlichen Fußes erkennen ließen. Sollte die alte Burg noch bewohnt sein? Oder hatte ein zufälliger Besucher wie er diese Spuren hinterlassen.

Diese Erwägung hielt ihn indessen nicht lange zurück; neben den erwähnten Fußstapfen sah er den leichten Huf des Hirsches und das war genug, ihn unaufhaltsam weiter zu treiben.

Am Ende des Ganges stieß er auf eine zerfallene Steintreppe die offenbar in den übrig gebliebenen Theil des alten Thurmes führte. Ein anderer Ausgang war nicht da; er mußte also die Treppe hinaufsteigen und seine Verfolgung einstweilen einstellen.

Kaum war er indessen über die Höhe des Gewölbe hinaus, als er regungslos und seinen Augen nicht trauend im ängstlichem Staunen vor einer offen stehenden Kammer Halt machte.

Was er sah, war ihm ganz unerklärlich. An den geborstenen, halb zerstörten Wänden dieser Kammer, auf rohen Brettern oder auf dem Boden lagen und hingen hunderterlei seltsame Dinge, die er nur theilweise kannte: Bilder von Sonne, Mond und Sternen, ausgestopfte Thiere, Gerippe, alte verschlissene Bücher, Töpfe, Sanduhren und kleine Abbildungen in Wachs, Alles wirt durcheinander, zerbrochen und von schwarzem, bestaubten Spinnewebe halb verdeckt.

Mehr noch denn alle dieses fesselte ihn indessen der

Anblick einer menschlichen Gestalt, die, ein großes Buch auf den Knien, über die Seiten gebeugt saß, wie ganz in deren Inhalt versunken.

Zuerst glaubte Wilfried, die Abbildung eines Greises mit silberweißem Haar und Bart vor sich zu sehn; »hätte der Künstler,« sagte er zu sich selbst, »der Stirn und den Wangen ein wenig Fleischfarbe beigemischt, so würde man darauf schwören, daß das Bild lebe, aber unter dieser vertrockneten, farblosen Haut, die vergilbten Pergamente gleicht, kann niemals Blut geflossen haben.« Dennoch mußte der Jüngling sich gestehn, daß die Nachbildung eine täuschend ähnliche sei.

Von Neugierde getrieben wollte er sich dem vermeintlichen Bilde nähern und trat einen Schritt vor, um aber im nächsten Augenblick entsetzt zurück zu springen; er sah deutlich, wie ein Blatt des Buches umgeschlagen wurde!

Also doch ein lebendes Wesen, kein Bild!

Der Alte schien Wilfrieds Anwesenheit nicht zu bemerken; tiefer noch beugte er sich über das Buch und widmete sich mit ungetheilte Aufmerksamkeit seiner Lesung.

Nach einigen einigen Augenblicken des Zauderns und der Stille erhob Wilfried seine Stimme:

»Der Friede sei mit Euch, guter Vater,« sagte er, »ich verfolge einen Hirsch, der in diesen Ruinen . . . «

Der Greis aber sprang auf und rief, die Hände zum Himmel erhebend in lebhafter Freude.

»Dank und Preis sei Ihm, dessen heiligen Namen zu nennen ich unwerth bin! O Herr Ritter, Euer Kommen ist ein unaussprechliches Glück für mich!«

»So kennt Ihr mich?« murmelte der Jüngling erstaunt; »Ich erinnere mich nicht, Euch je im Leben gesehn zu haben«

»Auch ich, Herr, habe Euch nie zuvor gesehn, und doch kenne ich Euch besser, als Ihr selbst Euch kennt. Ihr seid Wilfried, der einzige Sohn Folkards, Grafen von Iserstein und Judith von Blumenfels seiner Gemahlin.«

In der That. Doch warum seid Ihr so erfreut über meine Anwesenheit?«

Der Alte schien zu erschrecken ob dieser Frage und schüttelte zögernd den Kopf.

»Ist es ein Geheimniß?« forschte Wilfried, mehr und mehr erstaunt.

»Ein Geheimniß?« rief der Greis, »o freilich, ein Geheimniß so schrecklich, so grauenhaft, daß mein Mund sich sträuben würde, es zu offenbaren, wenn nicht Euer Leben daran hinge.

»Ach mein armer junger Freund, ich stehe im Begriff, Euch mit Verzweiflung und Entsetzen zu erfüllen, Euer Herz zu zerreißen, Euch der Stunde Eurer Geburt fluchen zu machen . . . und doch muß ich reden, wenngleich dass

Mitleid mit Eurem gräßlichen Geschick mir blutige Thränen auspresst.«

Mit diesen Worten sank der Alte auf seinen Stuhl zurück und begann still zu weinen.

Wilfried wußte nicht, was er denken, was er glauben sollte.

War dieser Mann wahnsinnig? oder hatte sie einen Grund, die düstere Prophezeiung, die er so eben ausgesprochen? Er kannte also seinen Vater und seine Mutter? Und ein schreckliches Schicksal drohte ihm und ihnen! was konnte es sein?«

Inzwischen betrachtete er voll innerer Erregung, den weinenden Greis bis dieser endlich gewaltsam seine Thränen zurückdrängte, und auf eine hölzerne Bank weisend, folgendermaßen begann:

»Nehmt Platz, Herr Ritter; was ich Euch mitzutheilen habe, ist so furchtbar und unwahrscheinlich zugleich, daß ich zittre bei dem Gedanken, Ihr möchtet meinen Worten mißtrauen . . . und dennoch sollt und müßt Ihr mir glauben, wollt, wollt Ihr nicht Euren Vater und Eure Mutter des schrecklichen Todes sterben sehn, und, wahnsinnig vor Scham Verzweiflung, Euer eigenes Herz durchbohren . . . Nur eine Hoffnung bleibt mir: die, daß der oberste Lenker des Schicksals das Gebet Eurer Mutter erhören werde . . . Seht, dort knieet sie in der Kapelle zu Iserstein und erhebt flehend die Hände zum Himmel.«

Der junge Gras folgte mit den Augen der Richtung, nach welcher der Finger des Greises deutete, doch sein Blick wurde gehemmt durch die graue alte Mauer der Thurmstube.

»Ich verstehe, was Ihr sagen wollt,« murmelte er, »Ihr seht im Geiste meine Mutter.«

»Nein, Herr, nicht im Geist, in der Wirklichkeit.«

,Weiß denn meine Mutter, welche Gefahr mir droht?« fragte Wilfried wieder, vom höchsten Staunen durchdrungen.

»Sie weis; es nicht; eine Ahnung, ein unbestimmtes Gefühl, das ich in ihr weckte, um mir den Beistand ihres mächtigen Gebetes zu Eurer Rettung zu sichern, trieb sie in die Kapelle. Waren nicht heut Morgen beim Abschied ihre letzten Worte: »Ich werde für Dich beten?«

»Ihr vernehmt hier, was auf der Burg zu Iserstein gesprochen wird?« rief der junge Graf wer seid Ihr denn?«

»Euer Vater hat Euch heute meinen Namen genannt,« versetzte der Alte, sagte er nicht, als Ihr ihn verließ, sich nachdenklich vor die Stirn schlagend: Der bunte Hirsch! »Das ist das Thier des Zauberers Nyctos! Bleib zu Haus, Wilfried, Niemand holt es ein! Ihr seid dem Rathe Eures Vaters nicht gefolgt, im Gegentheil, die Worte waren Euch ein Sporn, der Euch zu blindem Eifer antrieb und hierher führte, um aus meinem Munde die

verhängnisvolle Offenbarung zu vernehmen.«

»Ihr seid Nyctos?« seufzte Wilfried, »und Ihr nehmt Antheil an meinem Geschick? Warum? Welche Gemeinschaft sollte Zwischen uns bestehn?«

»Auch ich möchte Euch retten, Euch und Eure Eltern, die Ihr die schuldlosen Opfer eines fluchwürdigen Zaubers seid; außerdem aber hängt von Eurem Verhalten die ewige Seeligkeit oder Verdammniß einer Seele ab, die mir theuer ist wie die Seele meiner Mutter . . . Heute bin ich noch Nyctos, der Zauberer, morgen, falls Ihr meiner Weisung gehorcht habt, breche ich mit den geheimen Wissenschaften und meinem strafbaren Leben . . . und wenn ich auch den Rest meiner Tage unter schrecklichen Qualen hinbringen muß, ich werde die Buße willig tragen, um Dem nahen zu können, Dessen Namen mein Mund nicht auszusprechen wagt.«

»Wohlan denn, so last hören,« sagte der Jüngling von peinlicher Ungeduld erfüllt, »erklärt mir deutlich, was ich zu fürchten habe.«

»Und werdet Ihr mir glauben, Herr Ritter?«

»Ich bin dazu nicht abgeneigt, wißt Ihr doch die verborgensten Dinge . . . «

»O, ich beschwöre Euch, bannt jeden Zweifel, sonst sonst verfallt Ihr sammt Euren Eltern dem grauenhaftesten Tode.«

»So sprecht, ich glaube Euch.«

Der Alte schwieg eine Weile, als sammle er seine Gedanken und begann dann wie folgt:

»Etwa vier Stunden von hier, der Küste zu, liegt eine stolze Burg, die vor etwa dreißig Jahren vom Ritter Ingelram von Blumenfeld, bewohnt war. Dieser tapfere Herr hatte eine Tochter, schön wie der Tag, sanft wie eine Taube, und vom allmächtigen Schöpfer mit allen Gaben des Leibes und der Seele reichlich geziert.

»Judith von Blumenfeld ist jetzt Eure Mutter, Herr; damals aber war sie noch unverheiratet und alle jungen Ritter der Umgegend huldigten ihr um die Wette. Einer der eifrigsten Bewerber um ihre Hand war ein gewisser Evermar Wolfsstolz, ein Mann von kleinem Wuchs, schwachem Muth und falschem, hinterlistigem Wesen, in dessen Herzen die Leidenschaft wie ein verzehrendes Feuer brannte. Die schöne Judith, die ihn nicht liebte, wies seine Huldigungen zurück und wählte den kühnen Folkard von Iserstein Euren Vater, zu ihrem Gemahl.

»Wahnsinnig, rasend vor Eifersucht und Wuth beschloß Evermar sich blutig und furchtbar zu rächen.

»Was Da er indessen zu schwach war, um Folkard im offenem Kampfe entgegen in treten, zu feige selbst, um persönlich etwas wider ihn zu unternehmen, so mußte er seinen Rachedurst lange in sich verschließen. Endlich ging er zu einem meiner Freunde, einem Sterndeuter, in der Hoffnung daß dieser ihm die Mittel an die Hand

geben würde.

Der Astrolog hatte sich bis dahin nur damit beschäftigt, in den Gestirnen zu lesen und den Stein der Weisen zu suchen; durch Evermars glänzende Versprechungen gereizt ließ er sich endlich verleiten, zur schwarzen Kunst seine Zuflucht zu nehmen. Eine gewöhnliche wenn auch blutige Rache befriedigte das erbitterte Gemüth des Ritters nicht, es war ihm nicht genug, daß Folkard von Iserstein und seine Gattin, ja selbst das Kind, das ihnen geboren werden sollte, dem Tode geweiht würden, der Tod mußte von etwas Grauenhaftem, Entsetzlichem begleitet sein.

»Welche Erwägungen, welche Einflüsterungen des höllischen Geistes endlich für sie maßgebend wurden brauche ich hier nicht zu erörtern; genug sie beschlossen auf Euch, Graf Wilfried, noch bevor Ihr geboren wart, einen furchtbaren Fluch zu wälzen, kraft dessen Ihr verurtheilt sein solltet, Euren Vater und Eure Mutter mit eigener Hand zu ermorden, so bald Euer Arm Kraft genug haben würde, das Schwert zu führen.«

»Großer Gott, was muß ich hören!« rief der junge Ritter blaß und zitternd, »sie haben ihren schrecklichen Beschluß doch nicht ausgeführt?«

»Sie haben ihn ausgeführt,« erwiderte der Greis mit einem tiefen Seufzer; »seit vielen Jahren suche ich nun nach einem Mittel, ihre abscheuliche Beschwörung

aufzuheben und unschädlich zu machen, doch ach, es ist mir nicht gelungen.«

»Ha, so will auch ich mich rächen,« stieß Wilfried hervor, krampfhaft die Faust ballend, »dieser falsche, feige Evermar, wo lebt er?«

»Der höchste Richter hat ihn bereits gestraft,« war die Antwort, er ist auf der Jagt von seinen Hunden zerrissen worden, und die Geier haben ihm das Fleisch stückweise von den Knochen gelöst.«

»Und der elende Zauberer? Meine Degenspitze auf seinem Herzen soll ihn zwingen, den Fluch von meinem Haupte zu nehmen.«

»Er würde es nicht vermögen.«

»Nicht vermögen? Nun, so fühle ich wenigstens meine Rache in seinem verhaßten Blut.«

»Er . . . er ist gleichfalls todt,« brachte der Zauberer zögernd hervor.

Wie vernichtet ließ Wilfried den Kopf auf die Brust sinken.

»Alle Hoffnung ist noch nicht verloren, Herr Ritter,« sagte der Greis, »was ich thue, was eben jetzt geschieht, ist nur ein Versuch, Euch zu retten. Laßt mich ausreden und hört mir aufmerksam zu, es ist nothwendig, damit Ihr verstehen lernt was Ihr thun müßt, um Eurem Schicksal zu entgehen.«

»Der Zauberer hatte nur Gewalt über Euch während

der kurzen Zeit, die verlaufen würde vom Augenblicke Eurer Geburt, bis das Wasser der Taufe Euren Scheitel netzte. In einer finstern, stürmischen Nacht suchte Evermar in fieberhafter Eile seinen Bundesgenossen auf um ihm mitzutheilen, daß Ihr geboren wart, doch fand er ihn nicht zu Haus und es vergingen mindestens fünf Stunden, bevor sie ihr unheimliches Werk beginnen konnten. Jede Viertelstunde dieser Zwischenzeit rettete Euch ein Jahr, die ersten zwanzig Jahre Eures Lebens waren mithin der Rache Evermars entzogen, von da ab aber sollte der Fluch bis zum Ende Eurer Tage auf Euch haften, so dachten wenigstens Eure Feinde, sie glaubten ausreichende Zeit für ihrer Beschwörung in haben, da sie wußten, daß man Euch erst am folgenden Tage mit großer Feierlichkeit zur Taufe tragen wollte.

»Darin sollten sie sich jedoch verrechnet haben. Wenige Stunden nach Eurer Geburt befielen Euch schreckliche Krämpfe und ans Furcht, daß Ihr sterben würdet, gab man Euch die Nothtaufe, gerade fünf Viertelstunden nachdem der Zauberer seine Formeln herzusagen begonnen. Da nun hinwieder jede dieser Viertelstunden gleichfalls eins Eurer Lebensjahre bedeutet, so folgt daraus, daß der Fluch nur Fünf von Jahre auf Euch lasten wird. Heute feiert man den St. Corneliustag; um Mitternacht etwa werdet Ihr zwanzig Jahr, und seid Eurem furchtbaren Schicksal unterworfen, bis Euer sechsundzwanzigstes Jahr anbricht. Könnt Ihr

bis dahin Euren Eltern fern bleiben, dann, aber auch nur dann dürfen wir hoffen, daß ihr theures Blut Eure Hand nicht beflecken wird.«

»Meine »Mutter, meinen Vater soll ich während fünf langer Jahre nicht sehn?« murmelte Wilfried.

»Merkt wohl auf und prägt meine Worte Eurem Herzen ein als wären sie mit glühendem Eisen hineingeschrieben,« sagte der Greis. »Wenn Ihr vor dem vollen Ablauf der verhängnißvollen fünf Jahre Euch Eurer Mutter oder Eurem Vater naht, so wird augenblicklich ein Wuthanfall Euch fortreißen und ohne zu wissen was Ihr thut, werdet Ihr ihnen den Schädel spalten oder das Herz durchbohren. Ihr müßt fliehen, weit in fernes Land, damit niemals die Gefahr, Euren Eltern zu begegnen, Euch bedrohe.«

»Ach, welch bitt'res Loos,« seufzte Wilfried, »wenn es denn nicht anders sein kann, will ich meiner Mutter zu Liebe mich unterwerfen . . . aber werden meine armen Eltern nicht vor Kummer sterben, wenn sie mich vergebens erwarten, und glauben müssen, daß ich auf der Jagd verunglückt sei?«

»Sie werden weniger darunter leiden, als Ihr, Herr.«

»Da seid Ihr im Irrthum! Ihr kennt das zärtliche liebevolle Herz meiner Mutter nicht! . . . Doch will ich einen Boten zu ihr senden, und sie bitten lassen, meinerwegen ohne Sorge zu sein.«

»Bei Leibe nicht!« rief der Greis, »Ihr würdet dadurch sie und Euch selbst dem sichern Tode weihen.«

»Seid überzeugt, daß sie in allen Ländern nach Euch forschen, das sie mit allen nur erdenklichen Mitteln versuchen würden, Euren Aufenthalt zu entdecken, — um dann, sobald sie Euch gefunden, von Eurer Hand zu sterben. Denn vergesst nicht, daß die Kraft des Fluches in ihnen wie in Euch gleichmäßig wirkt und bestrebt ist, Euch zu einander zu treiben.«

»Ach ich Unglücklicher, was soll ich thun?« klagte der erschütterte Jüngling.

»Was ich Euch gesagt habe: fortziehn, fliehen, unerkant und verborgen, in fremdes Land, weit über Gebirge und Ströme, ohne zu suchen, von Euren Eltern Etwas zu erfahren oder ihnen Nachricht von Euch zu senden. Eure Erlösung ist überhaupt noch sehr zweifelhaft, jedenfalls liegt aber die einzige Möglichkeit derselben in der genauen Befolgung meines Rates.«

Gebeugt von der Last seines Unglücks stieß Wilfried einen schmerzlichen Seufzer aus und senkte traurig den Blick zur Erde.

»Faßt Muth, Herr Ritter,« sagte der Greis, beinah eben so bewegt wie er, wenn Ihr unterwürfig und zugleich mit männlichem Willen den Kampf gegen das Verhängniß aufnehmt, so ist noch Hoffnung, daß Ihr unversehrt Euren sechs und zwanzigsten Geburtstag erreicht. Doch merkt

wohl was ich sage: je näher die Zeit Eurer Befreiung heranrückt, um so drohender wird für Euch die Gefahr und der letzte Monat — wenn Ihr so lange Eurem Geschick entgeht, ja der letzte denn Tag und die letzte Stunde sind am meisten für Euch zu fürchten. Verschmähst Ihr meine Weisung, werdet Ihr nur einen Augenblick wankend in Eurem Entschluß, dann seid Ihr Verloren, Ihr ermordet in falscher Liebe Eure Eltern, Eure gute Mutter, die mit so inniger Zärtlichkeit an Euch hängt.«

»Ich will thun, wie Ihr sagt, ich will fliehn,« seufzte der junge Graf, »doch laßt mich noch einen Augenblick mich hier erholen; der Schlag ist so furchtbar, daß mir ist, als wollte mir das Herz brechen.«

»Habt Dank, Herr,« sagte der Zauberer, »ja, ich wußte es wohl, daß ich nicht umsonst auf Euren Starkmuth gerechnet hatte. Ich meinerseits will nun auch in die weite Ferne ziehn, will nach Rom, nach Jerusalem wallfahrten und dort am heiligen Grabe mit Thränen beten, für Euch und für die arme Seele dessen, der durch seine gottlose Kunst der Urheber Eures Unglücks wurde.

Der Greis schwieg eine Weile; dann rief er plötzlich:

»Graf Wilfried, sputet Euch, Ihr müßt fort! Da sehe ich, etwa eine halbe Stunde von hier, in der Ebene eine Staubwolke aufsteigen. Das sind Eure Diener, die Hunde haben Eure Spur gefunden! Sie kommen in vollem Trabe

hierher . . . Auf! auf! Schnell zu Pferde und fort ohne umschauen! Niemand, der Euch kennt, darf Euch begegnen.«

Wankend erhob sich der junge Ritter von seinem Sitze und ging langsam der Wendeltreppe zu, während seine Lippen ein trauriges Lebewohl stammelten.

Der Greis folgte und rief ihm ernst und drohend ins Ohr.

»Wilfried von Iserstein, willst Du Deine Mutter mit eigener Hand ermorden? Gibt denn Liebe zu ihr Dir nicht den Muth, das auszuführen, was sie allein vor dem gräßlichen Schicksal bewahren kann? So verharre denn in Deiner Feigheit, Deiner Unentschlossenheit und trage selbst die Folgen!«

Diese Worte waren ein Sporn für die Zweifelnde Seele des Jünglings. Wie von bösen Geistern verfolgt lief er die Treppe hinab, durch den gewölbten Gang ins Freie. Dort ergriff er hastig den Zügel seines Pferdes, schwang sich in den Sattel und flog wie ein Pfeil durch die Haide dahin über Hügel und Thal, durch Buschwerk und Gestrüpp dem dunklen Walde zu, der den Horizont wie ein schwarzes Gebirge umsäumte.

II.

Allmählich nahm das Pferd Wilfried's einen langsameren Gang an, ohne daß der junge Ritter es zu bemerken schien. Er war ganz in Gedanken versunken, Finsterniß umlagerte seinen Geist. Verflucht seit seiner Geburt? Seine Eltern mit eignen Händen ermorden, der Mutter theures Blut vergießen? Aber das war ja Alles ganz unmöglich! Aengstigte ihn nicht etwa ein wüstes Traumbild? Oder trieb vielleicht der Zauberer ein schnödes Spiel mit ihm? Stand er nicht etwa im Begriff, sein Vaterland, von einer leeren Vorspiegelung befangen, zu fliehn und die Seinen glauben zu machen, daß er von wilden Thieren zerrissen sei?

Wie würde seine arme Mutter diesen Schlag ertragen? Ach, wenn er sie nur einmal noch hatte in die Arme schließen, an ihrem Herzen sich Kraft und Muth holen dürfen! Aber von ihr fortgehn ohne ihr Lebewohl zu sagen, und dazu fürchten müssen, daß sie ihrem Leid erliegen würde? Was hatte er verbrochen, um ein so grausames Schicksal zu verdienen?

Während er also sann und sich hin und wieder eine Thräne aus dem Auge trocknete, hatte sein Roß schon zweimal einen Seitenweg eingeschlagen und folgte nun einer Richtung, die es unfehlbar nach Iserstein bringen

mußte.

Wilfried hatte davon keine Ahnung; in seinen Ohren klangen die Wehklagen der Mutter, er glaubte den Vater verzweiflungsvoll die Hände ringen zu sehn, seinen Namen wie einen Nothschrei durch Wald und Feld schallen zu hören.

Doch jetzt rief fernes Hundegebell und der Ton eines Jagdhorns ihn in die traurige Wirklichkeit zurück und er sah g: gerade vor dem Kopf seines Pferdes die Sonne zum Untergang sich neigen. Er ritt also nach Westen, der Burg seines Vaters zu?«

Wie von einem hellen Lichtstrahl erleuchtet wurde es ihm nun plötzlich klar: »Das war die geheimnißvolle Wirkung des Fluches, der ihn und das Thier der Heimath entgegenführte! . . . Aber Gott in seiner Barmherzigkeit hatte ihn nicht verlassen. Noch war es Zeit, umzukehren aber er durfte keinen Augenblick verlieren, denn die Jäger, deren Hörner er erschallen hörte, konnten die Diener seines Vaters sein! Schnell warf er sein Pferd herum und trieb es an in wildem Lauf gen Osten.

Bald erreichte er den finstern Wald, dessen wir am Ende des vorigen Kapitels erwähnten; er vermied jeden gebahnten Weg und setzte quer durch das Holz, in der Hoffnung auf diese Weise mit größerer Sicherheit einem Begegnen mit seinen Dienern auszuweichen.

Der Abend war inzwischen hereingebrochen; unter

dem und hohen Gewölbe der Epheu-umrankten Bäume war es bereits so dunkel, daß, Wilfried absteigen und sein Roß am Zügel führen, ja endlich ganz einhalten mußte um zu überlegen, wie er die Nacht in dieser Wildniß hinbringen solle.

Die wenigen Augenblicke der Dämmerung, welche ihm noch blieben, benutzte er um einen etwas freieren Platz zu suchen, wo einiges Gras für sein ermattetes Pferd zu finden war.

Da vernahm er — anfangs in der Ferne, dann immer näher, zuerst dumpf, dann deutlicher, dass Geheul von Wölfen, dem das brummen von Bären sich beimischte. Sollte er sein Leben gegen wilde Bestien in vertheidigen haben? Ein Hirschfänger war seine einzige Waffe . . . Was ihn selbst betraf, so konnte er einen Baum erklettern und dort in Sicherheit den Tag erwarten, aber sein Pferd? Ohne Zweifel würde das arme Thier getödtet und zerrissen werden, wenn er es sich selbst überließ.

Glücklicherweise trug Wilfried, wie jeder gute Jäger, Stahl, Feuerstein und Zunder bei sich und wußte, daß ein helles Ferner in dunkler Nacht das räuberische Gethier abschreckt und in angemessener Entfernung hält.

Er raffte trockne Blätter und Reisig zusammen und bemühte sich lange vergebens, sie anzuzünden. Das Heulen der Wölfe kam inzwischen immer näher, doch halt, da flammte sein Feuer auf! und damit war, wie er

glaubte, die nächste Gefahr beseitigt, da die wilden Thiere dreist und verwegen werden, je nachdem die Dunkelheit der Nacht sich steigert; er hatte jetzt doch ausreichende Zeit seine Vorsichtsmaßregeln zu treffen.

Sogleich begann er, mittelst seines Hirschfängers dürre Zweige abzuschlagen und eine große Menge Holz und Reiser zu sammeln; in einiger Entfernung von dem ersten Feuer errichtete er davon drei Haufen, die er gleichfalls in Brand setzte. So befand er sich samt seinem Pferde inmitten einer Befestigung, deren flammende Brustwehr alles räuberische Gethier abwehren mußte.

Als er diese beschwerliche Arbeit vollendet hatte, war die Nacht bereits weit vorgeschritten Wilfried setzte sich an das mittlere Feuer, den Hirschfänger quer über die Kniee gelegt und bereit, sich gegen jedweden Angriff zu vertheidigen. Da er aber nach Verlauf einer geraumen Zeit die Überzeugung gewann, daß er einstweilen nichts zu befürchten hatte, vergaß er die wilden Thiere und versank wieder in tiefes Nachdenken über sein trauriges Loos und über die Zukunft welcher er entgegenging.

Was sollte er beginnen? In fremden Landen sollte er umherirren, fünf lange Jahre hindurch, ohne von seinen Eltern ein Lebenszeichen zu erhalten, ihrer Hilfe, ihres Beistandes gänzlich beraubt. Wie und wovon sollte er leben? In seiner Eile beim Aufbruch zur Jagd hatte er vergessen, Geld einzustecken. Betteln konnte er doch nicht, und in die Dienste eines Ritters treten eben so

wenig, denn dann war er nicht sein eigener Herr und er mußte ja beständig reisen und oft seinen Wohnort wechseln, damit er unerkant blieb und sein Geheimniß nicht verrathen würde.

Endlich nach dem er lange hin und her überlegt, trat ein trübes Lächeln auf seine Lippen.

Minnesänger und Dichter werden überall in Burgen und Schlössern gern und freudig empfangen,« murmelte er vor sich hin, »Ritter und Edelfrauen schätzen es sich zur Ehre, Schützer der schönen Künste zu sein und beschenken nicht selten mit reicher Gabe den Künstler, der ihnen das Herz gerührt und erfreut hat . . . Man rühmte bisher von mir, daß ich ein guter Sänger sei, ich weiß viel schöne Sprüche und bin in der Dichtkunst nicht unerfahren. Das ist eine Eingebung des Himmels! Ich will Minnesänger werden, Ritter und Edelfrauen durch Gesang und Saitenspiel erfreuen und mich so wenigstens vor Noth geschützt in der Welt umhertreiben.«

Beinah die ganze Nacht brachte er damit hin, über sein Verhalten während der nächsten Zeit zu grübeln und wiederholt noch füllten sich seine Augen mit Tränen, wenn er des Kummers seiner Eltern gedachte.

Endlich drang der erste Schein der Morgendämmerung in den Wald, die Raubthiere stellten ihr Heulen ein und verkrochen sich in ihre Schlupfwinkel. Jetzt erst wagte Wilfried die Augen zu schließen, von geistiger und

körperlicher Ermattung überwältigt sank er in einen tiefen, doch unruhigen Schlaf, der von ängstlichen Träumen durchwoben war.

Als er am Morgen erwachte betrachtete er schauernd seine Hände um zu sehn, oh sie wirklich mit Blut befleckt seien; es hatte ihn geträumt, daß er in einem Anfall wahnsinniger Raserei seinem Vater den Schädel gespaltet und seinen Leichnam durch das Fenster in den Schloßgraben geworfen hätte.

Lange versuchte er vergebens, das schreckliche Traumbild aus seinem Geiste zu bannen; endlich kehrte dass volle Bewußtsein der Wirklichkeit zurück; er schob seinem Pferde den Zaum in den Mund und führte es in nordöstlicher Richtung durch den Wald.

Es war ihm bang und schwer ums Herz, er seufzte oft und warf einen flehenden Blick zum Himmel, als wollte er ihm die Noth seiner gequälten Seele klagen.

Nachdem er mehr als eine Stunde sich durch die Wildnis; mühsam weiter bewegt hatte, gewahrte er einen gebahnten Weg; er sprang in den Sattel, drückte dem Pferde die Sporen in die Weichen und trieb zugleich durch ermunternde Worte an, seinen Lauf so viel als möglich zu beschleunigen.

Die Sonne neigte sich bereits abwärts auf ihrer Himmelsbahn, als er aus dem Walde kam und eine unermeßliche Ebene längs der Ufer eines klaren Stromes

sich ausdehnen sah. In der Ferne bemerkte er einen viereckigen Thurm, der sich aus einer großen Häusermenge erhob.

Dort mußte eine große Stadt sein, in der er finden konnte, was ihm für seinen Beruf als Minnesänger nothwendig war.

Der Erste, der ihm begegnete, antwortete auf des jungen Ritters Frage nach dem Namen der Stadt, daß sie Harlebeca heiße und daß der Leye-Strom an ihr vorüberfließe.

Nicht ohne Furcht, und mit großer Vorsicht näherte sich Wilfried dieser Residenz der mächtigen Grafen von Flandern. Konnte er nicht, falls der Fürst jetzt dort Hof hielt, Edelleute treffen, die ihn zu Iserstein oder auf Turnieren gesehn? That er nicht bester, zu warten bis der Abendschein ihn weniger kenntlich gemacht, ehe er die Thore der Stadt durchschritt?

Unter dem Einfluß dieses Gedankens trat er in eine am Wege liegende Herberge; er ließ sich eine karge Mahlzeit und einen Becher Wein bringen und sprach dann dem Wirth seine Absicht aus, sein Pferd zu verkaufen.

Der Mann, dessen Bewunderung das edle Thier trotz seines erschöpften Zustandes schon erregt hatte, bot eine geringe Summe dafür, die Wilfried nichtsdestoweniger bereitwillig annahm.

Abends ging er dann in die Stadt und veräußerte bei

einem lombardischen Schacherjuden seinen Hirschfänger, seine goldenen Sporen, sein Panzerhemd und was er sonst noch von ritterlichen Abzeichen an sich trug, und kaufte statt dessen nicht allein die bescheidene Kleidung die dem Minnesänger gebührte, sondern auch eine Leier oder bogenförmige Harfe, um seine Lieder mit Saitenspiel begleiten zu können.

Dann kehrte er wieder in seine Herberge zurück und genoß eines minder unruhigen Schlafes, bis er durch das Krähen der Hähne, das Bellen der Hunde und das Geräusch an die Arbeit gehender Leute geweckt wurde.

Noch einmal ging er in den Stall, streichelte sein treues Pferd zum Abschied und machte sich dann mit schwerem beklommenen Herzen auf den Weg.

In die Stadt ging er nicht wieder, sondern liest sich in einem Kahn über den Fluß setzen und begann am jenseitigen Ufer mit einem tiefen Seufzer und einem flehenden Blick zum Himmel seine Reise durch die Welt als Minnesänger.

Fand er nun Einlaß in eine Burg und Gelegenheit, mit seiner kräftigen und Zugleich lieblichen Stimme seine Lieder zu singen, so behielt man ihn oft wochenlang dort und behandelte ihn mit Freigebigkeit und Güte.

Aber nicht immer wurde ihm durch Ritter und Edelfrauen ein gastlicher Empfang; oft wies man ihn barsch zurück, sei es, weil die Herrschaft abwesend, sei

es daß man zu Lust und Fröhlichkeit nicht aufgelegt war. Dies kränkte ihn so sehr, dass er, so lange sein kleiner Geldvorrath reichte, am liebsten des Nachts in einer Dorfherberge ein Unterkommen suchte.

Nur zu bald kam aber der Augenblick, wo er sein letztes Kupferstückchen verschwinden sah. Wie sehr er sich auch gedemüthigt fühlte mußte er von nun ab um des täglichen Brodes willen von Burg zu Burg sich anbieten, gleichviel ob man ihn freundlich aufnahm und ehrte, oder ob man ihm zerstreut zuhörte und mit leeren Händen die Thür wies, wenn das man ihn überhaupt eingelassen hatte; er mußte mit Allem vorlieb nehmen.

Diese tiefe Erniedrigung, dazu die beständige Furcht, daß der Fluch dennoch sich erfüllen könnte und der Gedanke an seine Eltern und ihren Schmerz, Alles das beugte ihn nieder und raubte ihm jeden Muth.

Viele Monate war er bereits so umhergeirrt, ohne anderen Zweck als sich möglichst weit von der Heimath zu entfernen, wenig bewohnte Gegenden zu durchziehn und unerkant zu bleiben.

Einst, nachdem er eine Zeitlang nur schlechte Tage gehabt und auf den Burgen kaum genug erhalten hatte, seinen Hunger zu stillen, begab er sich in eine kleine Stadt, in der Hoffnung, dort glücklicher zu sein.

In der That feierte matt hier eben die Hochzeit des Markgrafen von Arlen mit dem Edelfräulein von Wilz

und verhiess eine reiche Gabe jedem Sänger, der Beweise besonderer Begabung und Kunst ablegen würde.

Furchtsam und zögernd bot Wilfried seine Dienste an, und als an ihn die Reihe kam sang er solch herrliches Lied zu Ehren der schönen Braut, daß Alles ihm zujubelte und ihn mit Dank und Beifall überschüttete.

In diesem Augenblick aber erhob sich am anderen Ende des Festsaaes ein alter Ritter von seinem Sitz an der Tafel und betrachtete den gefeierten Minnesänger mit scharfen Blick.

Wie bestürzt war Wilfried, als er in diesem Ritter den Herrn von Hochstätten, einen Freund seines Vaters erkannte! Er erbleichte und zitterte, denn der Ritter trat auf ihn zu und sagte im Tone ernstern Vorwurfs:

»Unglücklicher, was thust Du hier? Glaubst Du, ich kenne Dich nicht? Du bist Wilfried von Iserstein!«

»Ich Wilfried von Iserstein?« stammelte der Jüngling, den Kopf schüttelnd.

»Wie, hat denn Dein Herz sich in Stein verwandelt, undankbarer, gefuhlloser Sohn?« fuhr der Ritter fort, »da stehst Du und singst auf einer fröhlichen Hochzeit und ergotzest Dich an dem erworbenen Lob, während Deinen armen Eltern das Herz brechen will vor Leid um Deinen Verlust!«

Thränen traten in des Minnesängers Augen; da er indessen bemerkte daß Alle zu ihm hinsahen, bezwang er

gewaltsam seine Rührung und versetzte leise:

»»Ja, Herr von Hochstätten, ich bin Wilfried von Iserstein. Was Ihr mich thun seht, ist die Erfüllung eines Gelübdes; wenn ich es breche muß ich sterben. Diesen Abend nach der Hochzeit, will ich Euch das traurige Geheimniß erklären, ich schlafe im Schlosse. Stören wir jetzt das Fest nicht; sagt, daß Ihr Euch geirrt habt, Ihr sollt Altes wissen.«

Der alte Ritter kehrte schweigend und sorgenvoll auf seinen Platz zurück. Auf Befragen gab er zur Antwort, daß er geglaubt habe, den Minnesänger zu kennen, aber durch eine entfernte Ähnlichkeit getäuscht worden sei.

Von diesem Augenblicke an brannte der Boden unter Wilfrieds Füßen.

Was hätte er nicht darum gegeben, hundert Meilen weit weg von der Burg zu sein! Doch er sah deutlich, daß der Herr von Hochstätten den Blick fest auf ihn gerichtet hielt, er mußte also seine Ungeduld verbergen, wenn er nicht seine Absicht verrathen wollte.

Noch einige andere Minnesänger trugen ihre Lieder und Sprüche vor bis endlich der Schloßherr den Befehl gab, Alle in ein Gemach neben der Küche zu führen und dort mit einem guten Mahl und alten Weinen zu bewirthen.

Wilfried folgte seinen Gefährten, ohne Eile an den Tag zu legen, er war selbst der Letzte der mit stillem Gruß

den Saal verließ.

Im Speisezimmer beobachtete er scheinbar mit Eifer das Decken des Tisches, verlor aber die Thür nicht aus den Augen, weil er befürchtete, daß der Herr von Hochstätten, von Mißtrauen getrieben, ihm folgen könne.

Das Mahl wurde aufgetragen; wie hungrig Wilfried aber auch vorher gewesen war, er konnte keinen Bissen herunterbringen, der plötzliche Schrecken hatte ihn in einen fieberhaften Zustand versetzt. Würde der Herr von Hochstätten, nach Flandern zurückgekehrt, nicht verrathen, daß er ihm hier begegnet sei? Und hatte Nyctos, der Zauberei nicht gesagt, daß der Fluch sich erfüllen müsse, wenn seine Eltern etwas von ihm erführen?

Wiewohl er sich unfähig fühlte, einen Entschluß zu fassen, sagte Wilfried laut, daß er ein wenig unpässlich sei und das Bedürfnis; empfinde, in frischer Luft sich zu erholen.

Damit verließ er das Speisezimmer und schritt eine Weile scheinbar gleichgültig im Hofe hin und her, sich allmählich dem offenstehenden Thore nähernd. Im Umsehen befand er sich dann jenseits der Brücke und in Freiheit, denn nur wenig Schritte entfernt, lag der Saum eines Thiergartens mit hohen Bäumen und schattigem Gebüsch.

Dahin lenkte er eilig seine Schritte und war bald unter

dem dichten Laubdache verschwunden. Ohne Zweifel würde man ihn verfolgen, so bald man seine Flucht entdeckte, denn der Herr von Hochstätten würde dann gewiss Allen seinen Namen kund machen; und ergriff man ihn, brachte man ihn gewaltsam nach Flandern, dann, o Grausen, dann mußte er zum Mörder werden an den eignen Eltern!

Von dieser entsetzlichen Vorstellung getrieben, floh Wilfried in blinder Hast Vorwärts, keuchend und mit Schweiß bedeckt durch Dickicht und Gestrüpp, bis er endlich gegen Abend eine Höhle erreichte, in die er Einkehr nahm und wo er erschöpft zusammenbrach.

Als er, nach ein paar Stunden Ruhe, wieder heraustrat, sah er, daß der Vollmond Wald und Feld mit hellem Lichte übergoß. Er begann nun seine wilde Flucht auf's Neue, ohne zu wissen wo er war und wohin sein Lauf ihn führen würde, ihm genügte die Hoffnung, daß er sich immer weiter von dem verhängnisvollen Schlosse entfernte und daß man seine Spur nicht entdecken würde; war er doch nie einem gebahnten Wege gefolgt und weder einer Burg noch Hütte ansichtig geworden.

Er befand sich nun in einer unfruchtbaren Ebene, welche aber von verschiedenen Bächen durchschnitten, aber gänzlich unbebaut und für den Aufenthalt von Menschen ungeeignet war.

Auf seinem nächtlichen Gange im hellen

Mondenschein bemerkte er wiederholt, daß die glühenden Augen eines Wolfes ihm in einiger Entfernung folgten, doch kümmerte ihn das wenig, denn er wußte, daß vereinzelt Wölfe, besonders zur Sommerzeit, furchtsam und feige sind und durch jedes fremdartige Geräusch leicht vertreiben lassen.

Er hätte den Saiten seiner Leier nur ein paar Töne zu entlocken brauchen, um den raubgierigen Reisegefährten in die Flucht zu treiben.

Als es Morgen war, stieß er auf einige Falkenjäger, denen er ein Lied sang, wofür er Brod und die Hälfte einer gebratenen Holztaube erhielt. Er schlief noch einige Stunden in der warmen Sonne und setzte dann seinen Weg durch die öde Landschaft fort.

Gegen Abend gewahrte er, an einem über Felsblöcke dahinströmenden Bach, eine kleine Hütte, deren rauchender Schornstein die Anwesenheit von Menschen verrieth.

Mit Anstrengung seiner letzten Kräfte suchte er sie zu erreichen und sah vor der Hütte einen alten Mann und eine alte Frau, die beschäftigt waren, einen kleinen Gemüsegarten zu bearbeiten, den sie mühsam dem felsigen Boden abgerungen hatten.

»Gott zum Gruß,« redete er sie an, »ich bin ein unglücklicher Wanderer, ein armer Minnesänger, der sich in der Wildniß verirrt hat. Habt Erbarmen mit mir, ich

sterbe sonst vor Ermattung und Hunger, ach laßt mich bei Euch ausruhen und gebt mir Nahrung; den einzigen Gegenstand von Werth, den ich besitze, lasse ich aus Dankbarkeit Euch zurück.

Bei diesen Worten holte er aus seiner Tasche ein Messer mit silberbeschlagenem, schön geschnitzten Heft hervor und reichte es dem Manne, der es, samt seiner Frau, verwundert und voll Neugierde betrachtete; das daran angebrachte Wappen schien ganz besonderes seine Aufmerksamkeit zu erregen.

Drei goldene Falken im blauen Felde,« murmelte er, »Ihr seid wohl ein edler Ritter, Herr?«

Diese Frage machte Wilfried zittern, gewaltsam seine Aufregung verbergend, erwiderte er:

»Nein«, aber ein Ritter hat mir das Messer geschenkt und nun gebe ich es Euch, für etwas Brod.«

Dies Wappen muß ich schon früher gesehn haben,« sagte der Mann, sich die Stirn reibend, während Wilfried, bleich vor Schrecken, ihm lauschte, »ja nun weiß ich ganz genau, es war vor etwa dreißig Jahren zu Nystel in Flandern; ein Ritter, der drei goldene Falten im Schilde führte, gewann den Preis im Turnier. Ich war damals Diener und Waffenknecht des edlen Grafen Chiny . . . Wartet einmal, wie nannte doch mein Herr den gefeierten Sieger? Halt, da fällt mirs ein, er hieß Folkard von Iserstein; kennt Ihr ihn?«

Wilfried murmelte eine unverständliche Antwort.

»Ihr werdet ja ganz blaß, junger Herr,« rief der Mann, »warum betrüben Euch meine Worte?«

»Ach, es ist Trauer und Schmerz,« stammelte der Jüngling, »Graf Folkard von Iserstein war mir ein milder Schützer . . . er verunglückte auf der Jagd, und starb vor meinen Augen.«

»Was wollt Ihr Euch betrüben? Müssen wir mit der Zeit nicht Alle den letzten Zoll bezahlen? Hier, nehmt Euer Messer zurück; das Wenige, was ich besitze, will ich ohne Lohn mit Euch theilen. Tretet unter mein Dach und nehmt vorlieb mit meiner armen Gastlichkeit.«

Gleich darauf setzte man ihm Brod vor und einen Brei von Grüne, auch ein Stück Käse, denn die alten Leute hielten eine Ziege. Er aß mit großem Appetit, seine Augen glänzten, die köstlichsten Mahlzeiten hatten ihm vormals nicht besser gemundet und er bezeugte seinen gütigen Wirthen den innigsten Dank. Dann aber machte sich die Ermüdung geltend, gegen die er vergebens ankämpfte.

Die guten Leute führten ihn in das anstoßende Kämmerchen und wiesen ihm ihr eigenes Bett als Ruhestätte an. Wilfried streckte sich halb angekleidet darauf nieder und versank in einen tiefen Schlaf, aus dem er erst erwachte, als die Sonne schon hoch am Himmel stand.

Wie glücklich würde er sich geschätzt haben, lange in dieser verborgenen Hütte bleiben zu dürfen, doch der Name seines Vaters war darin genannt worden; der Mann konnte Verdacht schöpfen, ihn mit Fragen bestürmen und das Geheimniß so gefährdet werden. Das unerbittliche Schicksal trieb den Jüngling weiter und wie sehr ihn auch die alten Leute baten, doch wenigstens bis morgen in der Hütte zu weilen, er mußte fort.

Aus seine Frage, nach der Richtung welche er einzuschlagen hätte, um die einsamsten abgelegensten Landstriche zu durchziehen, wies man ihn nordwärts.

So drückte er denn den guten Leuten nochmals die Hand und wiederholte seinen Dank, warf dann den Riemen der Leier über die Schulter und erstieg die felsige Bergwand jenseits des Baches, um die Fläche zu erreichen.

Sobald er allein war, bearbeitete er vermittelst eines Steines lange das Wappen an seinem Messer, bis es gänzlich verschwand, und mit ihm das letzte Zeichen seiner edlen Herkunft.

Im Gehen dachte er über die Erlebnisse der beiden letzten Tage nach und glaubte mit Schrecken zu bemerken, daß eine geheime Macht ihn begleite und ihn Orten entgegenführe, wo sein Geheimniß verathen werden konnte. Mit einem dankenden Blick zum Himmel erkannte er aber gleichzeitig, daß eine andere Macht ihn

bisher beschirmt und den Einfluss der Beschwörung vereitelt hatte.

Dadurch einigermaßen ermuthigt setzte er seine trübselige Reise bis gegen Abend fort, wo er Aufnahme in der Hütte eines armen Köhlers fand.

Am Ende des zweiten Tages war er wiederum sehr müde und fühlte ein dringendes Verlangen nach besserer Nahrung als die Hüttenbewohner ihm zu geben vermochten.

Da erblickte er plötzlich, auf dem Gipfel eines steilen Felsens, die Thürme und Wälle einer stattlichen Burg, welche die Bergkette bisher seinen Augen entzogen hatte.

Ihren Fuß umströmte ein breites Wasser, an dessen Ufer sich die niedrigen Strohdächer und baufälligen Mauern einiger Bauernwohnungen zeigten.

Als bald regte sich in Wilfried die Lust, hier noch einmal den sein Glück als Minnesänger zu versuchen; drohte ihm doch in diesem, wie ein Adlernest auf dem Felsen in einer verlassenen Gegend gebauten Schlosse wohl nicht leicht Gefahr, einem Menschen zu begegnen, der ihn kannte.

Vielleicht waren der Schloßherr und seine Gemahlin dem Sänger nicht abhold und gewährten ihm nicht allein stärkende Nahrung, sondern mehrtägige gastliche Aufnahme . . . Doch wenn wieder einmal barsche Zurückweisung, neue Demüthigung seiner wartete? Der

Versuch mußte auf alle Fälle gewagt werden, denn länger war das elende Leben kaum noch zu ertragen.

Mit diesem Gedanken schlug er den breiten Fahrweg ein, der in die Felsen gehauen war und in scharfen Windungen bis zu dem Burgthor emporstieg.

Während er noch überlegte, ob es gerathen sei, die Höhe zu ersteigen, kam ein Mann in grüner Kleidung den Hügel herab, und diesen fragte er, wie das Schloß hieß und wer es bewohne.

»Dies ist Felsenburg, das Schloß des Grafen Günther von Felsenburg, und ich bin sein Jägermeister,« war die Antwort.

»Ist er zu Haus?«

»Gewiß, er sitzt eben beim Mahle mit froher Gesellschaft.«

»Dürfte ein Minnesänger freundliche Aufnahme bei ihm finden?«

»Ohne allen Zweifel, falls derselbe seine Kunst wirklich versteht; denn Graf Günther ist ein großer Freund von Gesang und Saitenspiel und seine Tochter unsere Herrin Editha, läßt Essen und Trinken stehn für ein schönes Lied oder einen klugen Spruch. Ihr kommt eben zu guter Stunde, Meister; die Gesellschaft oben hat gerade das Mahl beendet und der Pokal macht die Runde, kommt mit mir, ich werde Euch meinem Gebieter melden.«

Wilfried folgte der willkommenen Einladung, er ging mit seinem Begleiter in die Burg und wartete eine Weile in einem Ansprachzimmer bis der Jägermeister meldete, dass der Graf ihm gestatte, seine Gäste durch einige Lieder zu erfreuen.

Der Jüngling trat in den Saal, verbeugte sich tief vor den Anwesenden und harrete eines Befehles des Burgherrn.

Inzwischen musterte er mit einer gewissen ängstlichen Neugierde die Gesellschaft, die nur aus sieben bis acht älteren Rittern bestand.

Sie schienen sehr aufgeräumt, und sprachen unter lautem Lachen fleißig dem Weine zu, der ihnen sichtlich das Herz und den Kopf erwärmte. Einer von ihnen schien mehr noch als die Uebrigen angeheitert zu sein, seine rothen Wangen und glänzenden Augen verriethen, daß er kein Verächter eines guten Trunkes war.

Zwei Diener mit großen Krügen standen bereit auf das leiseste Zeichen, die Pokale der Gäste wieder zu füllen.

»Nun, Minnesänger wißt Ihr viel schöne Lieder?« fragte Graf Günther von Felsenburg.«

»Der gnädige Burgherr und seine edlen Gäste mögen selbst urtheilen, ob meine bescheidene Kunst ihnen genügt, ich will mein Bestes versuchen,« versetzte Wilfried.

»So beginnt denn, wir hören Euch zu.«

Nachdem er seine Leyer gestimmt hatte, stimmte der Jüngling ein Lied an, dessen langsame schwermüthige Weise anfangs ein mißbilligendes Kopfschütteln bei den Anwesenden hervorrief. Vor Allen war der Ritter mit den glühenden Wangen, der deutlich seine Unzufriedenheit zu erkennen gab. Das war doch kein Gesang, der Frohsinn und Heiterkeit förderte! . . . Nicht lange währte es indessen, da machte die herzergreifende Stimme des Künstlers auf ihn wie auf sämtliche Tischgenossen ihren Einfluß geltend, es lag in den sanften klagenden Tönen ein solcher Zauber, daß Aller Augen an den Lippen des Sängers hingen.

Als er schwieg, blieben die Zuhörer noch eine Weile stumm; fragend sahen sie sich einander an, als suchten sie nach einer Erklärung des seltsamen Eindrucks, den der Gesang auf sie gemacht hatte. Sich selbst vergessend, voll Bewunderung hatten sie gelauscht, ungeachtet des Widerstrebens, mit dem sie anfangs das keineswegs zur Heiterkeit anregende Lied aufgenommen.

»Meister, Eure Stimme ist prächtig, Ihr seid ein gottbegnadeter Künstler,« sagte endlich Graf Günther, doch wißt ihr nicht auch Etwas vorzutragen, das die Freude weckt.«

»Ja!« rief der Ritter mit den feurigen Wangen, »auch ein Leichengesang, ein Grablied kann wunderschön sein, und doch hat man nicht immer Luft ihm zu lauschen.«

»Nehmt Euch die Worte meines Freundes Adalbert von Mirewald nicht zu sehr zu Herzen,« warf der Schloßherr ein, »er meint es gut mit Euch und will Euch nicht verletzen.«

»Ich bin ein vom Unglück Verfolgter und trage schweren Kummer,« versetzte Wilfried, dennoch will ich versuchen, Euch eine leichtere Weise zu singen.

»Das wird nicht gehn,« scherzte Ritter Adalbert, »und »wißt Ihr weßhalb nicht? Der Sänger hat Durst! Man schenke ihm Wein ein, einen guten Zug, und ich bin überzeugt, er findet den Ton der Freude.«

Die Diener boten dem Sänger einen großen Pokal, den er mit innigem Behagen leerte, ihm war, als fühle er den köstlichen Trank stärkend und belebend durch seine Adern fließen. Er wollte den Pokal zurückgeben, Ritter Adalbert aber rief den Dienern »mehr, mehr!« bis Wilfried den Becher dreimal ausgetrunken hatte und seine Augen von neuem Leben glänzten.

»Was wünschen die edlen Herren denn nun zu hören?« fragte er dann, indem er die Saiten seiner Harfe sanft erklingen ließ, ein Minnelied oder ein Wanderlied . . . «

»Ein Minnelied,« antwortete der Schloßherr.

»Nein, nein, ein Trinklied!« rief Ritter Adalbert, »das Lob des edlen Weines!«

»Ja, das Lob des edlen Weines!« stimmten die übrigen Gäste zu.

»Wohlan denn, ich vollziehe Euren Wunsch,« sagte Wilfried und mit stets sich steigernder Kraft, und endlich mit hinreißender Begeisterung sang er das nachfolgende Lied:

Lob des Weines.

Der Ritter von Bergen verlor all sein Gut,
Sein Land, seine Schätze sind hin;
Nun nagt er viel Tage in trübem Muth,
Dann ändert er plötzlich den Sinn,
Und ergreift und füllt den hohen Pokal
Mit dein ältesten, feurigsten Wein
Und Kummer und Zagen entfliehen zumal
Als- in's Herz ihm die Glut dringt hinein.
Da hebt er den Becher in jauchzender Lust,
Da fühlt er sich wiederum reich,
Und zum Lobe des Weines aus voller Brust
Durch das Thal klang sein Lied allsogleich:

»Edle Frucht der Rebenranke,
Treu gehegt vom Sonnenstrahle.
Und gereift zum Himmelstranke
Perlend, schäumend in der Schale,
Bei fröhlichem Sang
Und Becherklang!
O Trank, Zur Freude im Leben
Den Menschen gegeben,
Du scheuchst die Sorgen fern,
Wohlthat vom Herrn!.«

Und dreimal hat er den Becher gefüllt,
Von Glück ist das Herz ihm voll,
Aus dem Auge die Freudenträne quillt,
Und aufs Neue sein Lied erscholl:

Schenkt ein, daß der Nektar in Strömen fließe,
Begeisterung sich in mein Herz ergieße,
Wein, edler Wein
Heilung Du allein
Für alle Seelenpein.
Sucht Ihr das Glück im Reichthum, Ihr Blinden,
Nur im Pokale ist es zu finden!
Mir glüht die Brust
In seliger Lust.
Wie hebt es den Muth,
Wie schmeckt es so gut, Das blinkende schäumende
Traubenblut!«

Das mit hinreißender Begeisterung gesungene Lied übte aus die Ritter eine so mächtige Wirkung aus, daß sie, die Pokale in der Hand, jubelnd den Endreim wiederholten:

»Wie hebt es den Muth,
Wie schmeckt es so gut,
Das blinkende schäumende Traubenblut.«

Ritter Adalbert näherte sich dem Sänger, drückte ihm die Hand und sagte, daß er ihn in seiner Burg Mirewald freudig ausnehmen und reichlich belohnen wollte, falls er ihn dort besuche.

Alle spendeten dem Jüngling Bewunderung und Lob; zum Dank für seinen Gesang bot man ihm noch köstlicheren Wein, doch er gab zu verstehn, daß er lieber einige Nahrung zu sich nehmen möchte, da er den ganzen Tag noch nichts genossen habe.

»Warum sagtet Ihr das nicht eher, mein schöner

Sänger?« rief Graf Günther, »jetzt werdet Ihr leider noch etwas warten und Euer Mahl durch noch ein Lied verdienen müssen. Meine Tochter Editha schätzt nichts höher als Seitenspiel und Gesang, sie muß Euch hören. Stimmt Eure Leyer, ich gehe sie zu holen und werde zugleich in der Küche befehlen, dass man Euch in aller Eile ein gutes Mahl bereite.«

Kurz darauf kehrte der Graf in den Saal zurück, seine Tochter an der Hand führend.

Sie war von ausnehmender Schönheit. Der offene Blick ihrer dunkelblauen Augen und das Lächeln der Unschuld auf ihren seidenen Lippen umgaben sie noch mit dem süßen Hauch der Kindheit, während ihr schlanker Wuchs und ihre stattliche Haltung verriethen, daß sie die Rosen wenigstens siebzehn Male hatte blühen sehn.

»Editha,« sagte ihr Vater, »hier siehst Du einen Sänger, der uns Alle so mächtig bewegt, so tief gerührt hat, daß wir die ganze Welt darüber vergaßen. Schade, daß Du nicht dabei warst, als er sang von dem blinkenden schäumenden Traubenblut.

»Aus der Ferne habe ich es angehört, mein Vater,« antwortete sie »ach, und auch ich fühlte mich bewegt, die Klänge die tönen noch nach in meinem Herzen.«

Vielleicht war es der genossene Wein, der den Jüngling die Bitterkeit seines Schicksals für einen Augenblick vergessen ließ. Einigermaßen verwirrt und doch mit

ritterlichem Anstand erwiderte er:

»Ich danke Gott, der meine Schritte zu dieser Burg gelenkt hat, wo Herzen schlagen, edel durch Geburt nicht allein sondern edler noch durch Liebe zur Kunst und echtes Gefühl. Welcher Lohn, o schöne Jungfrau, kann einem armen Sänger theurer sein, als ein Lob aus; Eurem Munde . . . «

Die Worte erstarben ihm ans den Lippen, er fürchtete durch sein Benehmen sich verrathen zu haben, daß er kein gewöhnlicher Minnesänger sei.

Hatte nun sein Gesang der Jungfrau das Herz bewegt, so machte wiederum ihre sanfte liebliche Stimme auf ihn einen noch tieferen Eindruck.

»Wird unser geehrter Gast nun auch mir zu Gefallen noch ein Lied singen?« fragte Editha und sah den Jüngling mit so freundlichem Lächeln an, daß er davor erzitterte.

»Die Jungfrau hat nur zu befehlen; einen Wunsch von ihr zu befriedigen gilt mir als das höchste Glück.«

»Nein, einen Befehl erhaltet Ihr nicht von mir, eine Bitte richte ich an Euch.«

Mit diesen Worten wandte sie sich ab, trat zu ihrem Vater an den Tisch und und sagte, sich niedersetzend, leise:

»Vater, wird der Minnesänger nicht einige Tage in Felsenburg bleiben?«

»Ich beabsichtige, ihn bis nach der großen Jagd hier zu behalten, wir bekommen dann zahlreichen Besuch.«

»Er weiß sich gut zu benehmen und auszudrücken nicht wahr, Vater? Solche Künstler sind rar auf der Felsenburg.«

»Gewiß, und ich bin erstaunt, diesen hier zusehn. Er ist unglücklich und hat Kummer, sagt er; nach seinem Liede mochte ich glauben, daß er aus seinem Vaterlande verbannt sei warum? . . . Doch horch, da erklingt das Vorspiel.«

Wilfried begann nun ein Lied zu singen, dass ihm so recht aus dem Herzen kam, denn vieles darin bezog sich auf die schöne Jungfrau, deren Lächeln ihn so bewegt hatte und auch jetzt noch mit Bewunderung erfüllte.

Editha wandte kein Auge von dein schönen Sänger ab; in tiefes Sinnen verloren hörte sie ihm zu und wurde aus ihren süßen Träumen erst geweckt, als die Freunde ihres Vaters sie umringten und sie mit Schmeicheleien, den Sänger mit Lob überschütteten; der Wein und dass Lied hatten die alten Herren höflich gemacht.

Arglos und mit kindlichem Vergnügen nahm Editha die Huldigungen in Empfang, sie war von Herzen froh und glücklich und hörte nicht auf, den wunderbaren Künstler zu rühmen.

Inzwischen hatten die Diener einen Tisch für ihn bereitet, und da er großen Hunger verspürte ließ er sich

daran nieder, bevor noch die Speisen aufgetragen waren.

»Vater,« sagte Editha, »darf ich nicht die Pflichten der Gastlichkeit dem werthen Sänger leisten? Nur Diener umgeben ihn . . . «

»Warum nicht gar schöne, Jungfrau,« rief einer der alten Ritter, »einem Minnesänger! Ihr vergest, das er nicht von edler Herkunft ist.«

»Freilich, Herr Gerulf,« versetzte sie, »doch hat Gott selbst ihn geadelt, als er ihm solche Stimme und Begabung verlieh?«

»Geadelt wohl nicht, Editha,« verbesserte ihr Vater, »doch erhebt die Kunst ihn über die gewöhnliche Menge. Geh darum, mein Kind, und erweise ihm die Ehre, deren Du ihn für würdig hältst.«

Editha näherte sich dem Sänger, sie legte ihm die Speisen vor und kredenzte ihm den Wein, ihn zu fleisigem Zulangen ermuthigend.

Zugleich suchte sie durch freundliche Worte ihm so viel als möglich die Zeit zu verkürzen, um ihm sowohl wie den Dienern zu zeigen, daß die Bewohner von Felsenburg die Kunst in dem schönen Sänger ehrten.

Wilfried vermochte beinah nicht, die vorher so begehrte Nahrung zu sich zu nehmen, in Selbstvergessenheit lauschte er der lieblichen Stimme, die ihm wie Musik in den Ohren so klang, er wagte kaum die Augen aufzuschlagen.«

Das Mahl, welches nur aus einigen auserlesenen Speisen und bestand, war beinah beendet, als die Jungfrau fragte:

»Meister, mein Vater will Euch bitten, einige Tage bei uns zu verweilen; Ihr werdet doch zustimmen, nicht wahr?«

»O, mit tausend Freuden!« versetzte Wilfried.

»Aber,« fragte sie weiter, »wollt Ihr mir nicht auch Euren Namen sagen? Wir werden auf Felsenburg noch lange von dem Künstler sprechen und von den schönen Liedern, mit denen er uns das Herz erfreute; da ist es doch nicht mehr als billig, daß wir auch wissen, wie er heißt.«

Meinen Namen wollt Ihr wissen,« murmelte der Jüngling, »meinen Namen?«

»Ja, wie heißt Ihr?«

»Ach, fragt lieber nicht danach.«

»Was ist das nun für ein sonderbarer Einfall,« scherzte Editha. »Ihr wollt unbekannt bleiben! um dem wohlverdienten Lobe zu entgehen? Sei es drum; aber ich, will Euch kennen, und mir werdet Ihr doch keine abschlägige Antwort geben?«

»Ich heiße . . . ich heiße Wilfried,« antwortete er mit einem tiefen Seufzer und wie erschreckt bei dem Klange des Wortes.

»Wilfried!« rief sie erfreut, »o das ist ein schöner

Name! ich hatte einen Bruder, der auch Wilfried hieß, aber ach er ist im Dienste des Kaisers ruhmvoll gefallen. Der Herr habe ihn selig . . . Doch nun weiter, Meister, wie heißt Ihr weiter?«

»Weiter?« wiederholte er ängstlich.

»Ja; wo seid Ihr geboren? Wie ist der Name Eures Vaters?«

»Seid barmherzig bat Wilfried, »fragt nicht weiter. Ich bin ein Unglücklicher auf dem ein schweres Geheimniß lastet. Wie ich heiße, woher ich komme, darf ich Euch nicht sagen, darum laßt mich schweigen und ich werde Euch dankbar dafür sein, wie für eine große Wohlthat.«

»So sei es denn, ich ehre Euer Geheimniß,« sagte Editha verwundert und etwas unzufrieden. »Darf ich jetzt meinem Vater melden, daß der Meister Wilfried uns noch einige Proben seiner Kunst geben wird?«

Der Minnesänger verbeugte sich, und saß dann noch lange an der Tafel, den Kopf auf die Brust gesenkt und in tiefes Sinnen verloren. Bereute er, seinen Taufnamen genannt zu haben oder schreckte ihn der Gedanke, daß die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit der Jungfrau ihm noch weitere Aufschlüsse entlocken könne?

Ritter Adalbert von Mirewald weckte ihn aus seinen Betrachtungen.

»Holla, guter Freund!« rief er in seiner derben Weise, »es ist noch nicht Zeit tu schlafen, Ihr mußst uns noch

etwas von wunderbaren Abenteuern und ritterlichen Thaten erzählen. Kennt Ihr die Geschichte von Gudrun?«

»Ja, Herr,« versetzte Wilfried, »ich kenne die rührende Sage von Gudrun und noch viele andere.«

»Wohlan, so erzählt uns einige davon, und damit das Sprechen Euch nicht zu sehr ermüde, rücken wir Alle um den Tisch; auch soll man Euch einen Sessel geben.«

Die Diener vollzogen den Befehl und der Minnesänger ließ sich nieder, einige Schritte von den edeln Gästen entfernt, dem Schloßherrn und seiner Tochter gerade gegenüber.

Er begann nun zu erzählen, wie Gudrun, die schöne dänische Königstochter und Braut Herzogs Herwigs von Seeland, durch Hartmuth, den Sohn des Normannenkönigs gefangen genommen und weggeführt wird. In treuer Hingebung an ihren Verlobten weigert sie sich standhaft, Hartmuths Gemahlin zu werden und muß dafür Jahre lang wie eine Dienstmagd die niedrigste Arbeit verrichten. Ihre Standhaftigkeit und treue Liebe wird endlich belohnt; ihre Brüder besiegen die Normannen, erlösen Gudrun aus der Slaverei, und führen sie triumphierend in die Arme Herwigs zurück.

Wilfried trug die Sage theils in gebundener, theils in ungebundener Rede, immer aber anmuthig und mit so tiefem richtigem Gefühl vor, daß die Anwesenden nicht müde wurden, ihm zuzuhören. Ganz besonders war

Editha gerührt, Thränen des Mitleids traten in ihre schönen Augen.

»Jetzt etwas Lustiges, Heiteres, etwas zum Lachen!« rief Adalbert von Mirewald.

Da erzählte denn Wilfried von Karl dein großen Kaiser und Elbegast dem Räuber, der seinen Fürsten veranlaßt, mit ihm auf Diebstahl auszugehn, — vom Bären Wisselau, der Alles über den Haufen wirft und verschlingt, was ihm in den Weg kommt, — endlich vom tapferen Ritter Roland, der im Kampfe gegen die Heiden so jammervollen Tod fand.

Es war in die Auge fallend, daß der Sänger wie er auch bestrebt sein mochte, nicht im Stande war, etwas wirklich Belustigendes vorzutragen; in Allein, was er sang oder erzählte, herrschte ein trüber Ton, ein Ton stiller Trauer, den die Ritter auf das Unglück zurückführten, von dem sein erstes Lied bereits Kunde gegeben.

Von der langen Reise ermattet und des Erzählens müde gab Wilfried den Wunsch in erkennen, früh schlafen zu gehn und neue Kräfte zu sammeln. Der Burgherr fand das begreiflich und wollte eben einem Diener den Befehl geben Wilfried zu dem für ihn bestimmten Gemache in begleiten, als Editha, die ungerne Ende des schönen Abends nahen sah, mit bittendem Blick auf ihn zutrat.

»Da Meister Wilfried dass Bedürfniß zu ruhen fühlt, so verleihe Gott ihm einen sanften Schlaf,« sagte sie, »nur

hörte ich so gern noch ein Gedicht, einen Spruch von ihm, um auch darin seine Kunst zu bewundern, wie wir ihn bisher als Sänger und Erzähler kennen gelernt haben.«

»Weil Ihr es wünscht, edle Jungfrau, soll es geschehn,« sagte Wilfried und sich sanft auf der Harfe begleitend recitirte er die nachfolgende

Parabel.

Es ging ein Mann im Syrerland,
Führt ein Kameel am Halfterband,
Das Thier mit grimmigen Gebärden,
Urplötzlich anfing scheu zu werden,
Und that so ganz entsetzlich schnaufen,
Der Führer vor ihm muß entlaufen.
Er lief und einen Brunnen sah
Von ungefähr am Wege da.
Das Thier hört er im Rücken schnauben,
Das muß ihm die Besinnung rauben.
Er in den Schacht des Brunnens kroch,
Er stürzte nicht, er schwebte noch.
Gewachsen war ein Brombeerstrauch
Aus des geborstnen Brunnens Bauch;
Daran der Mann sich fest that klammern
Und seinen Zustand drauf bejammern.
Er blickte in die Höh' und sah
Dort das Kamelhaupt furchtbar nah,
Das ihn wollt oben fassen wieder.
Dann blickt er in den Brunnen nieder
Da sah am Grund er einen Drachen
Aufgähnen mit entsperrtem Rachen,

Der drunten ihn verschlingen wollte,
Wenn er hinunterfallen sollte.
So schwebend in der beiden Mitte
Da sah der Arme noch das Dritte:
Wo in die Mauerspalte ging
Des Sträuchleins Wurzel dran er hing,
Da sah er still ein Mäusepaar,
Schwarz eine, weiß die andre war.
Er sah die schwarze mit der weißen
Abwechselnd an der Wurzel beißen.
Sie nagten, zausten, gruben, wühlten,
Die Erd' ab von der Wurzel spülten;
Und wie sie rieselnd nieder rann,
Der Drach im Grund aufblickte dann,
Zu sehn, wie bald mit seiner Bürde
Der Strauch entwurzelt fallen würde.
Der Mann, in Angst und Furcht und Noth,
Umstellt, umlagert und umdroht,
Im Stand des jammerhaften Schwebens,
Sah sich nach Rettung um vergebens.
Und da er also um sich blickte,
Sah er ein Zweiglein, welches nickte
Vom Brombeerstrauch mit reifen Beeren,
Da konnt' er doch der Lust nicht wehren,
Er sah nicht des Kameels Wuth
Und nicht den Drachen in der Fluth
Und nicht des Mäuse Tückespiel,
Als ihm die Beer in's Auge fiel.
Er ließ dass Thier von oben rauschen,
Und unter sich den Drachen lauschen
Und neben sich die Mäuse nagen.
Griff nach den Beerlein mit Behagen;
Sie däuchten ihm zu essen gut,

Aß Beer' aus Beeren wohlgemuth,
Und durch die Süßigkeit im Essen
War seine Furcht vergessen
Du fragst: Wer ist der thöricht' Mann,
Der so die Furcht vergessen kann?
So wiss', o Freund, der Mann bist Du;
Vernimm die Deutung auch dazu:
Es ist der Drach im Brunnengrund
Des Todes aufgesperrter Schlund;
Und das Kameel, das oben droht,
Es ist des Lebens Angst und Noth.
Du bist', der zwischen Tod und Leben
Am grünen Strauch der Welt muss schweben;
Die Beiden, so die Wurzel nagen,
Dich sammt den Zweigen, die Dich tragen,
Zu liefern in des Todes Macht,
Die Mäuse beißen Tag und Nacht.
Es nagt die schwarze wohl verborgen
Vom Abend heimlich bis zum Morgen;
Es nagt vom Morgen bis zum Abend
Die weiße, wurzeluntergrabend.
Und zwischen diesem Graus und Wust
Lockt Dich die Beere Sinneslust,
Daß Du Kameel die Lebensnoth,
Du im Grund den Drachen Tod,
Dass Du die Mäuse Tag und Nacht
Vergisest und auf nichts hast Acht,
Auf dass Du recht viel Beerlein haschest,
Aus Grabes Brunnenritzen naschest.«

Auch dieses, mit richtigem Verständniß und wohlklingender Stimme vorgetragene Gedicht fand allgemeinen Beifall. Die Ritter, welche am andern

Morgen in der Frühe schon abreisen wollten, schüttelten Wilfried zum Abschied die Hand und luden ihn ein, sie auf ihren Burgen zu besuchen. Editha sah dem Sänger mit dankbaren Blicken nach, als er dem Diener folgte, der ihn, eine brennende Fackel in der Hand, seinem Zimmer zuführte.



III.

Der erste Morgenschimmer begann den Osten zu färben, als Wilfried aus seinem Schlummer geweckt wurde, und zwar durch Pferdegetrappel, das vom inneren Hofraum heraufschallte.

Er erinnerte sich, daß die alten Ritter schon vor Tagesanbruch abreisen wollten. Sein Gastherr, Günther von Felsenburg, war wohl noch nicht aufgestanden.

Da es so zu sagen noch Nacht war und der Jüngling sich sehr ermüdet fühlte, legte er den Kopf in die Kissen zurück und versuchte wieder einzuschlafen, doch wie sehr er sich bemühen mochte, er konnte kein Auge mehr schließen, das Bewußtsein des Zustandes in dem er sich befand und die Gedanken, welche ihn am vergangenen Abend bewegt hatten, standen mit zu großer Lebhaftigkeit vor seinem Geiste.

Er erhob sich und legte seine Kleider an, dann sank er nachdenkend auf einen Stuhl am Kopfende seines Bettes nieder.

Was hatte ihn die ganze Nacht hindurch im Traume beschäftigt?

Nur eine undeutliche, schwache Erinnerung war ihm davon geblieben, Eins nur wußte er ganz genau, dass

Edithas liebliches Gesichtchen ihm fortwährend zugelächelt hatte.

Warum bewegte ihn dieses Lächeln so tief, schon bei der bloßen Erinnerung an seine Träume? Liebte er sie? Aber er hatte sie ja nur während weniger Stunden gesehn!

In ihrer kindlichen Einfalt und Offenheit hatte sie dem Sänger gewissermaßen das Wohlwollen erzeugt, daß sie seiner Kunst widmete, sie konnte unmöglich Neigung zu einem Menschen fühlen, den sie unedler Geburt wähen mußte . . .

Doch wohin verirrt steh seine Gedanken? Was ging das Alles ihn an? War für ihn, der unerkant und rastlos umherschweifen, jedes Band der Freundschaft fliehen mußte, nicht jegliches Gefühl der Liebe ausgeschlossen.

Ein Lächeln trat auf seine Lippen, er spottete der eignen Aufregung wie einer Kinderthorheit. Im nächsten Augenblick aber zitterte er vor Angst. Ohne es zu wissen und zu wollen hatte er sich in die Erinnerung an Edithas Schönheit und Lieblichkeit vertieft, ihre Stimme hatte so bezaubernd in seinen Ohren geklungen, ihr klarer Blick, ihr Lächeln ihn das Herz bewegt . . . Schrecklicher Zweifel! War das vielleicht auch eine Wirkung des Fluches? Hatte die Macht des Verhängnisses ihn nach Felsenburg geführt, um ihm hier eine Falle zu stellen? Wahrscheinlich täuschte er sich in dieser Vorstellung, aber die Gefahr war gar zu groß, zu drohend.

Was sollte er nun beginnen? Hier galt kein Zögern er mußte Felsenburg verlassen, mußte schleunigst abreisen. Wohl schmerzte es ihn tief, von seinen edlen großmüthigen Wirthen diesen warmen Verehrern der Kunst, die ihn voll Gastlichkeit aufgenommen hatten, so bald schon Lebewohl sagen zu sollen, um sein elendes, trostloses Leben wieder aufzunehmen, doch ließ sich einmal nichts daran ändern, das Schicksal beherrschte ihn und wie ein demüthiger Slave mußte er sich ihm unterwerfen.

Er stand auf und wanderte seufzend im Zimmer hin und her.

Die Sonne war inzwischen am Horizonte erschienen, doch hörte man, außer einigem Hundegebell, noch kein Geräusch, sicher lag die Schloßherrschaft noch in tiefem Schlafe.

Wilfried öffnete die Thür seines Gemaches und trat in einen langen Gang, der zu einer breiten Steintreppe führte, vermittelst welcher man zu einer, von niedrigen Mauern eingefassten Terasse gelangte und einen großen Theil der Landschaft übersah.

Gewiß kam Graf Günther mit seiner schönen Tochter oft hierher, um unter blauem Himmel frische Luft zu schöpfen, zwei schwere, aus Eichenholz geschnitzte Stühle schienen sie dort zu erwarten.

Auf einen derselben ließ Wilfried sich nieder und

blickte träumend in die majestätisch schöne Natur hinaus, die sich vor da ich seinen Augen entfaltete.

Zu den Füßen der Burg, in einer Tiefe von mehr als hundert Fuß, rauschte ein breiter Bergstrom durch sein felsiges Bette und brauste zornig gegen die Steinmassen auf, die seinem Laufe sich in den Weg stellten.

Der Burg gerade gegenüber stieg eine nackte, steile Bergwand düster und fast drohend empor. Weiter nach links zeigten sich sanft ansteigende üppig bewachsene Hügel, deren Spitze das dunkle Grün mächtiger Eichen krönte.

Mehr als eine Stunde hielt Wilfried das Auge auf die Landschaft gerichtet, ohne eigentlich ihre malerische Schönheit zu beachten.

In seinem Innern wogte ein heftiger Kampf; zehnmal hatte er schon ausgerufen: »ich muß fort!«, dann aber schwankte er wieder unentschlossen hin und her und überlegte, ob es nicht eine unbegründete Furcht sei, die ihn von dannen trieb. Das Lächeln der lieblichen Editha trat ihm vor die Seele und wie von einer unsichtbaren Gewalt überwunden murmelte er:

»Einige Tage werde ich doch wenigstens auf Felsenburg bleiben dürfen. Es ist so gut hier, und draußen erwartet mich nur Leid und Elend.«

Gleich darauf verzog dann wieder ein bittres Lachen seinen Mund, er schlug sich gegen die Brust und rief:

»Thor, was soll das feige Zaudern! Wie Du auch nach einer Entschuldigung suchen magst, Du fühlst doch, daß eine große Gefahr Dich hier bedroht. Thu' Deine Pflicht! Die Mittagssonne darf Dich nicht mehr auf Felsenburg finden!«

Dieser Entschluß preßte ihm einen neuen Seufzer aus und durch den Kampf gegen das eigene Herz erschöpft ließ er rathlos den Kopf auf die Brust sinken, bis er beim ersten Laut einer sanften Stimme plötzlich aufsprang.

Ueberrascht und verlegen murmelte er einige Worte des Grußes und blieb mit niedergeschlagenen Augen wie angewurzelt stehn.

»Hat unser wackerer Sänger gut geschlafen?« fragte Editha mit dem ihr eignen Liebreiz. »Fast möchte ich es bezweifeln, da ich ihn so früh schon hier finde.«

»Gott und Eurer milden Gastlichkeit sei Dank, edle Jungfrau,« antwortete Wilfried, »ich habe einer sanften Ruhe genossen. Ich will nun Eurem Herrn Vater meinen Morgengruß bringen und dann . . . «

»Nein, Meister Wilfried, das geht nicht,« unterbrach sie ihn mit einer leichten Handbewegung, »mein Vater ist wohl schon aufgestanden, hat aber sein Zimmer noch nicht verlassen.

»Nehmt wieder Platz, ich will mich neben Euch setzen und Euch erzählen, was ich geträumt habe. Sollte mein Traum sich verwirklichen, so wurde ich dem Himmel

meinen Vater und Euch, Meister Wilfried, mein ganzes Leben dafür danken.«

»Ich höre Euch zu, schöne Jungfrau,« stammelte Wilfried, kaum wissend was er sagte, »selbst die Träume einer so edlen, lieblichen Maid müssen anziehender sein wie das kunstreichste Lied.«

»Nun, nun, Meister Wilfried,« scherzte sie, »die Schmeicheleien habt Ihr wohl an fürstlichen Höfen gelernt.«

»Schön ist mein Traum gewiß, aber nur für mich ganz allein. Gebt Acht: mich träumte, daß mein Vater Euch bäte, lange hier zu bleiben und daß Ihr zustimmtet, mein Vater wünschte daß Ihr mich singen, und meinen Gesang auf der Harfe begleiten lehrtet. Und das thatet Ihr; Eure herrlichsten Lieder wiederholtet Ihr mir mit unermüdlichem Eifer, mit unbeschreiblicher Geduld, ich saß an Eurer Seite und hörte Euch andächtig zu, dabei war ich so gelehrig, daß ich bald meine Stimme mit der Euren vermischen konnte, wir sangen das vereint, und so schön daß meinem Vater die Thränen in die Augen traten. Und endlich . . . ach . . . «

»Nun endlich?« fragte Wilfried erschreckt.

»Endlich geht Ihr fort, zu meinem großen Kummer; viel hätte ich darum gegeben, den Unterricht eines so ausgezeichneten Lehrers monatelang genießen zu können, doch wolltet Ihr nicht dauernd bei uns bleiben

und verließet Felsenburg.«

»Mein Vater belohnte Euch reichlich, auch schenkte er Euch prächtige Kleider, Ihr waret wohl zufrieden, aber ich weinte in meinem Traum wie ein Kind, als ich Euch hinter jenem Felsen dort für immer meinen Augen entschwenden sah . . . Was jagt Ihr zu diesem Traume, Meister?«

Wilfried hing noch an ihren Lippen, als sie längst zu sprechen aufgehört; er lauschte den Worten ihres Mundes, nicht allein um deren Bedeutung, sondern mehr noch ihres Klanges willen, der ihn bezauberte wie ein unwiderstehlich süßes Saitenspiel.

»Und wird mein Traum zur Wahrheit werden?« fragte endlich Editha.

»Es ist unmöglich, ganz unmöglich,« versetzte er seufzend.

»Wie, verstehe ich?« rief sie enttäuscht, »Ihr solltet weigern, mir Etwas von Eurer Kunst zu lehren?«

»Das wäre nicht allein eine große Ehre, sondern eine eben so große Freude für mich, doch ach, ich muß weiter ziehn.

»Weiter ziehn? O Himmel!«

»Und zwar noch heute.«

»Während Ihr gestern zu bleiben verspracht?«

»Freilich; der gastliche Empfang, der mir zu Theil ward, Eure und Eures Herrn Vaters Freundlichkeit und

Güte rissen mich zu einer Pflichtvergessenheit hin. ich bin der Slave eines traurigen Verhängnisses, das mich zwingt Euch noch Lebewohl zu sagen, ich muß gehorchen, sei es auch mit blutendem Herzen.«

»So sollten meine schönen Träume nur Hirngespinnste bleiben!« klagte Editha.

»Ja, edle Jungfrau, und Ihr mögt mir glauben, daß es mir schwer wird, Euch Etwas abzuschlagen, das mir selbst das höchste Glück gewähren würde, wenn es nicht eben unmöglich wäre.«

»Und da muß ich Ärmste schon so früh Euch aufsuchen, um solch' bitt're Täuschung zu begegnen!« rief Editha. »Wenn Ihr denn durchaus abreisen wollt, so kann ich Euch nicht halten, doch bleibt mir noch eine Hoffnung.«

»Laßt sie fahren, denn sie ist vergeblich,« sagte Wilfried.

»Wir wollen doch sehn, Meister. ich bin nur ein schwaches Mägdelein und weiß die Sache vielleicht nicht richtig anzugreifen, aller mein Vater wird Euch schon überzeugen, daß Ihr Euer Versprechen nicht brechen dürft, er wird mehr Einfluß auf Euch haben.«

Mehr als Ihr?«

»Ganz gewiß, Meister Wilfried, beliebt jetzt nur, mir zu folgen, mein Vater wird uns zum Frühstück erwarten, seht, da kommt schon Rigold, unser Diener, mich zu

rufen.«

Wilfried stieg mit ihr die Treppe hinauf; im Saal fanden sie den Ritter wirklich ihrer wartend.

»Guten Morgen,« rief er freundlich dem Gaste entgegen, der grüßend auf ihn zuschritt, »habt Ihr in meiner Burg eine ruhige Nacht genossen? Nun, das freut mich. Unsere übrigen Gäste haben uns heute schon vor Tagesanbruch verlassen, wir sind allein und können nun um so ungestörter uns an der Kunst erfreuen.

Laß den Sänger an unserer Tafel Platz nehmen, Editha, so lange er bei uns weilt, soll er als ein Glied der Familie behandelt werden.«

Die Jungfrau schob einen Sessel herzu und kredenzte dem Sänger den Frühtrunk, sagte aber dann in betäubtem Ton:

»Wir geben uns trügerischer Hoffnung hin, Vater, Meister Wilfried will uns heute noch verlassen.«

»Wie, was bedeutet denn das?« rief der Schloßherr mit ungläubigem Lächeln, »sagtest Du mir nicht gestern Abend, Editha, daß er versprochen hätte, einige Tage bei uns zu verweilen?«

»Ja, Vater, aber nun hat er sich anders besonnen und will heute fort.«

»Ist das Euer Ernst, Meister?« fragte der Ritter ungehalten.

»Allerdings, Herr, wie sehr es mich auch betrübt, Euer

gütiges Anerbieten ablehnen zu müssen. Doch stehe ich unter dem Einfluß einer zwingenden Macht, und wenn diese gebeut, muß ich mich beugen und gehorsamen wie ein Slave.«

»Frühstücken wir«, sagte Graf Günther, »die unwillkommene Nachricht könnte uns sonst die Eßlust rauben. Gleich wollen wir noch ein Wörtchen darüber reden, Meister, wenn Ihr aber fortzukommen glaubt, so täuscht Ihr Euch, es sei denn, daß ihr vollwichtigere Gründe anzuführen wißt, als dunkle Andeutungen.«

Als das Frühstück beendet war, nahm der Ritter wieder das Wort.

»Seit gestern Abend habe ich unaufhörlich an Euch gedacht, Meister« sagte er »wie das kommt, weiß ich selbst nicht, doch Ihr flöst mir eine ungewöhnliche Theilnahme ein und ich würde mich freuen, wenn ich Etwas für Euch thun könnte. Verzeiht daher die Freiheit die ich mir nehme, sie ist ein Beweis meiner Zuneigung.

Ihr scheint kein gewöhnlicher Minnesänger zu sein; Eure gebildete Sprache, Eure Haltung, ein unbestimmtes Etwas in Eurer ganzen Erscheinung läßt mich glauben, daß Ihr in einer Burg geboren seid. Ist mein Vermuthen begründet?«

Wilfried, der diese Frage vorhergesehen, hatte Zeit gehabt, sich darauf zu rüsten.

Euer Vermuthen ist unbegründet, edler Herr,«

antwortete er scheinbar ruhig und einfach, »mein Vater ist zwar ein freier Mann, doch gewinnt er durch Handel sein Brod.

Ich hatte während meiner Kindheit gute Lehrer die mich unterwiesen, und bildete mich später während längeren Aufenthalts in Burgen und selbst am Fürstenhöfen weiter aus.«

Ein tiefer Seufzer entwand sich Wilfrieds Brust bei der Anstrengung die es ihn kostete, so die Wahrheit zu verletzen.

»Gut denn, Meister, ich glaube Euch,« versetzte der Ritter, »doch habt nun die Güte mir zu erklären, was dann die Worte aus Eurem ersten Lied bedeuten: »als Verbannter schweife ich rastlos umher, ich habe nicht Heim, nicht Vaterland mehr?« Ihr antwortet nicht? Ach ich verstehe, Ihr seid ein Ausgetriebener, man hat Euch, sei es mit Recht oder Unrecht, des Landes verwiesen. Gleich gestern Abend habe ich gesehn, daß Euch ein Unglück, ein Kummer drückt; theilt mir dessen Ursache mit, ich bin nicht ohne Einfluß und habe mächtige Freunde weit und breit, selbst am Hofe des Kaisers, vielleicht gelingt es mir, Eure Angelegenheit in Ordnung zu bringen.«

»Ich danke Euch, Herr für Euren großmüthigen Schutz,« versetzte Wilfried, »doch irrt Ihr, ich bin kein Verbannter.«

Kein Verbannter? Wer seid Ihr denn? Daß Ihr um einer üblen That willen fliehen mußtet weigert sich mein Herz zu glauben.«

»Und es hat Recht, Euer Herz,« rief Wilfried bewegt, »nie, soviel ich weiß, habe ich Jemandem ein Leid oder Unrecht zugefügt.«

»Aber warum meidet Ihr denn Eure Heimath? Warum schweift Ihr wie ein Verbannter umher? Warum dürfen wir die wir so gern Eure Freunde, Eure Beschützer sein möchten, nicht wissen, woher Ihr kommt und wie Ihr heißt? Zweifelt Ihr denn an der Aufrichtigkeit unserer Gesinnung, daß Ihr uns jegliches Vertrauen versagt?«

Wilfried befand sich in einer peinlichen Lage. Wohl war er fest entschlossen, sein Geheimniß zu bewahren, doch verfehlte der traurige bittende Blick, den Editha auf ihn richtete, seine Wirkung nicht.

»Vielleicht begehe ich eine große Unvorsichtigkeit,« sagte er, »doch Eurer Güte, gnädiger Herr, kann ich nicht widerstehn. Gleichwohl darf ich Euch nicht Alles sagen.«

»So wisset denn, daß ein entsetzliches Verhängnis mich beherrscht, nehmt an, wenn Ihr wollt, daß es ein Gelübde, ein Fluch, eine Beschwörung sei, aber so viel ist gewiß: ich bin verpflichtet, fünf Jahre lang unerkannt zu bleiben.«

Entdeckte Jemand meinen Namen und Geburtsort, so müßte ich sterben, eines schrecklichen Todes sterben.«

»O der arme Sänger!« rief Editha, »und doch hat er Keinem ein Leides gethan!«

»Keinem, edle Jungfrau.«

Der Ritter schüttelte nachdenklich den Kopf, redete aber kein Wort.

»Seht Ihr nun ein, Herr,« fuhr Wilfried fort, »das daß ich trotz Eures gütigen Anerbietens ein Geheimniß verschweigen muß, davon mein Leben hängt? Daß ich mich gezwungen sehe, sogleich fort zu gehn, wie gern ich auch Eure Einladung annehmen möchte?«

»Ja Meister, ich sehe wenigstens den Grund ein, der Euch antreibt uns zu verlassen, und bedaure lebhaft, daß ihr darauf besteht.

In fünf Tagen veranstalte ich hier eine große Jagd der Viele meiner Freunde beiwohnen werden. Abends findet dann auf Felsenburg ein großes Festmahl statt.

»Der Gedanke, meinen Gästen einen Künstler wie Ihr seid vorführen zu können, erfüllte mich mit Stolz und Freude, doch da es Euch unmöglich scheint, meinem Wunsche nachzukommen und Ihr beschlossen habt, abzureisen; so begleite Euch Gott.«

»Lieber Vater, sag dein Meister Wilfried noch nicht Lebewohl,« bat Editha, »warum sollte er nicht noch einige Tage bleiben? Wir wollen ihn nichts, gar nichts mehr fragen; wenn er überzeugt ist, daß wir sein Geheimniß ehren, so liegt ja doch keine Veranlassung

vor, Felsenburg so bald den Rücken zu wenden.«

Freilich, mein Kind, aber was sollen wir machen, wenn er meinen Vorstellungen und Deinen Bitten widersteht?«

Editha faltete die Hände und sah den Jüngling an mit einem Blick, der ihm tief in die Seele drang.

»O Meister Wilfried,« bat sie, »seid gut und bleibt noch einige Tage, lehrt mich schöne Lieder und Gedichte, es wird mich so glücklich machen und ich werde Eurer so dankbar gedenken! . . . Ihr schüttelt den Kopf? Ihr seid unerbittlich? Ach, Niemand hat mir bisher etwas abgeschlagen, wenn ich darum bat, Ihr seid der Erste.«

Wilfried, durch diese Bitte wie bezaubert, war sichtlich schwankend geworden.

»Nun?« rief Editha, in deren Augen ein Hoffnungsstrahl glänzte.

»So werde ich bleiben,« sagte er besiegt.

»Gott sei Dank, er bleibt!« jubelte die Jungfrau.

Der Ritter ergriff des Jünglings Hand.

»Auch ich danke Euch,« sagte er freundlich, »und hoffe, »daß Ihr am Abend der Jagd meine Gäste durch Eure Kunst erheitern werdet.«

»Unter einer Bedingung, einer strengen, unverbrüchlichen Bedingung,« antwortete Wilfried »Niemand darf zu erfahren suchen, wer ich bin und woher ich komme. Bei dem ersten Wort, der leisesten Anspielung, die mich fürchten läßt daß mein Geheimniß

gefährdet sei, werde ich abreisen, ohne selbst Lebewohl in sagen. Versprecht mir, daß Ihr diese Bedingung annehmt und erfüllen wollt, so bin ich mit Freuden Euer Gast bis nach der großen Jagd.«

»Es sei, wie Ihr begehrt,« versetzte der Ritter.

»Kein unvorsichtiges Wort soll uns entfallen,« fügte Editha bei.

»Wohlan denn, Meister,« sagte der Schloßherr aufstehend, »betrachtet Euch für diese Tage als ein Glied meiner Familie; lehrt meine Tochter Einiges von Eurer Kunst; den Rest der Zeit verbringen wir in anregender Unterhaltung. Unser Mahl sollt Ihr stets theilen, so lange wir allein sind, denn Ihr begreift, nicht wahr, daß edle Ritter . . . «

»Gewiß, Herr, ein Minnesänger von niedriger Geburt darf seine Stellung nicht vergessen, mein Geheimniß selbst zwingt mich außerdem, eingezogen und demüthig zu sein, somit werdet Ihr keine Anmaßung oder Unbescheidenheit von mir zu befürchten haben.«

»Komm nun, Meister,« sagte der Ritter, »das Wetter ist herrlich, die Sonne scheint hell und warm, wir wollen einen He Gang um die Burg machen. Editha ist eine echte Naturfreundin, sie wird Euch mit mehr Begeisterung, als ich, auf die Schönheiten der Landschaft aufmerksam machen.«

Sie verließen die Burg und durchwanderten mehrere

Stunden die Umgegend, hin und wieder am Rande eines Felsens niedersitzend, und auszuruhen oder den Blick in das tiefe Thal zu genießen.

Editha war selig; eifrig wies sie ihren Begleiter auf die er malerischen Punkte der Gegend hin, die sieh nach allen Richtungen dem Auge darboten, sei es lieblich oder schrecklich, grün und blumig oder felsig und wild.

Es kamen, besonders auf dem Rückwege, auch Augenblicke, wo man, des Sehens und Bewunderung müde, den Naturschönheiten nur geringe Aufmerksamkeit schenkte.

Dann unterhielt sich der Ritter mit dem Jüngling über vielerlei Dinge und war erstaunt über das Verstandniß, das richtige Urtheil und die Kenntnisse, welche dieser an den Tag legte.

Mehr und mehr fühlte Graf Günther sich zu seinem Gaste hingezogen; was ihm am meisten an ihm gefiel war seine große Bescheidenheit und Zurückhaltung.

Editha in ihrer kindlichen Unbefangenheit plauderte mit dem Sänger wie mit einem Bruder, er aber vergaß nie den Abstand, der ihn von der Erbin von Felsenburg trennte: er antwortete ihr stets in so ruhiger ernster Weise und dabei so höflich und fein, daß der Graf angesichts der unedlen Geburt seines Gastes voll Staunens darüber war und nur in dessen Verkehr mit Leuten vornehmen Standes eine Erklärung dafür fand.

Gegen Mittag langten sie wieder in Felsenburg an, wo Wilfried beim Mahle neben dem Schloßherrn seinen Platz angewiesen erhielt.

Später mußte er, Edithas Bitten nachgebend, beginnen, sie Lieder und Gedichte zu lehren. Er that es mit solchem Eifer und sie nahm seine Unterweisungen so bereitwillig auf, daß der Erfolg nicht zweifelhaft sein konnte.

Editha hatte eine klare liebliche Stimme und viel richtiges Gefühl, ihrem Vater gewährte es große Freude, als er sie mit Wilfried um die Wette singen hörte.

So verging der Tag in stillem Genuß. Mit dem Abend stellten sich bei Wilfried die Sorgen wieder ein. Er setzte sich in seinem Schlafgemach auf einen Stuhl und begann über Alles nachzudenken, was ihm heute begegnet war.

Seine Lage erschien ihm sehr gefährlich, denn er konnte es sich nicht verhehlen, daß die Jungfrau einen tiefen Eindruck auf sein Herz machte, und wohin sollte das führen? War er doch verurtheilt, von aller Liebe fern, fünf lange Jahre allein umher zu irren! Unvorsichtig, thöricht hatte er gehandelt, als er sich verleiten ließ, auf Felsenburg zu weilen. Nun konnte er freilich vor der großen Jagd nicht fort; wenn der Burgherr und seine Tochter die ihnen gestellte Bedingung hielten, durfte er sein gegebenes Wort nicht brechen.

»Doch was schadet es,« fuhr er in seiner Betrachtung fort, »daß ihr Bild mich verfolgt, ihr Blick mir in's Herz

dringt, so lange Niemand etwas davon weiß? Nur fünf Tage, dann bin ich frei, dann gehe ich fort, weit fort über den Rhein und wage mich nie wieder in diese Gegend. Fünf Tage gehn rasch vorbei, nur eine süße Erinnerung wird mich dann noch mit Editha verbinden.«

Nach einem kurzen Dankgebet zu Gott und einer Bitte um ferneren Schutz begab er sich getröstet zur Ruhe.

IV.

Vier Tage vergingen ohne daß Wilfried Veranlassung gefunden hätte, sein Bleiben auf Felsenburg zu bedauern.

Editha kannte nun bereits eine Menge von Liedern, sie war voll Dankes gegen ihn und legte stets dieselbe ungezwungene Freundschaft für ihn an den Tag.

Der Ritter fand mehr und mehr Gefallen an seiner von der Unterhaltung und hatte wiederholt versucht, ihn zu noch längerem Verweilen zu bewegen, doch Wilfried blieb fest, er trieb fühlte, daß er abreisen mußte, wollte er nicht Gefahr laufen zu verrathen, was in seinem Herzen vorging.

Der Morgen der großen Jagd brach an. Zweimal war Wilfried bereits aus dem Schlafe gedeckt worden durch Hörnerschall, der die Ankunft von Gästen verkündigte.

Er kleidete sich an und trat an das Fenster, da sah er einen prächtigen Reiterzug am Ufer des Flusses, Ritter auf edlen Pferden mit ihren Jägern, Dienern und der kläffenden Meute.

Voll tiefer Trauer dachte er bei diesem Anblick der väterlichen Burg Iserstein, seiner armen Mutter, seines Vaters; er dachte der glänzenden Jagden, die er früher selbst angeführt hatte, sah im Geist den finstern

Eberwald, die Wölfe, Bären und Hirsche, die vor ihm flohen, drückte seinem Rosse die Sporen in die Weichen, flog dahin über Berg und Thal, erreichte, erlegte das Wild und glaubte das Jagdhorn lustig erschallen zu hören.

»O seliger Lenz meines Lebens, frohe Jugendzeit,« seufzte er, »ewig heiterer Himmel, an dem das Lächeln meiner Mutter wie eine helle Sonne glänzte, wo bist Du geblieben! Freiheit, Ansehn, ritterlicher Ruhm, Ihr seid für den armen Wilfried verloren, nur in der Erinnerung darf er sich an Euch erfreuen.«

Er ging dann hinunter und begab sich nach dem Frühstück mit dem Burgherrn und seiner Tochter in den innern Schloßhof, um wenigstens den letzten Vorbereitungen zur Jagd beizuwohnen.

Etwa zwölf Ritter waren mit ihren Dienern dort versammelt, es herrschte ein reger Leben und Treiben.

Die Pferde, welche man in den Stall gebracht hatte, um sie fressen und ausruhn zu lassen, wurden eben wieder herausgeführt und gezäumt, auch den Hunden die Freiheit gegeben, ihr fröhliches Bellen mischte sich in das Pferdegewieher.

Auf Wilfried machte das Bild einen so tiefen Eindruck, daß er kaum noch den Worten Edithas lauschte, welche neben ihm stand und ihm die Namen der Ritter nannte oder von der Beute sprach die man bei früheren Jagden heimgebracht hatte. Der Jüngling war wie im Fieber, das

Blut trieb heftig durch seine Adern, sein Herr schlug ungestüm der Freude entgegen, auf die er verzichten sollte.

Als Alles bereit, und man im Begriff war aufzusteigen, sagte sein freundlicher Wirth lachend zu ihm:

»Es thut mir nur leid, Meister, daß Ihr der Jagd nicht wenigstens aus der Ferne folgen könnt; für Jemanden der so Etwas nie gesehn hat, verlohnte es sich wohl der Mühe, doch ihr könnt wahrscheinlich nicht reiten?«

»Da irrt sehr, Herr,« versetzte Wilfried mit stolz aufleuchtendem Blick, »ich bin sogar ein ziemlich guter Reiter.«

»Wirklich? Wollt Ihr es einmal versuchen? Es würde mich freuen, Euch bei der Gesellschaft zu sehen.«

Graf Günther befahl einem der Jäger, dem Minnesänger sein Pferd abzustehn, weil gerade dieses Thier sanft und umgänglich war.«

Der Mann konnte seinen Verdruß ob dieses Befehles nicht verbergen, da er dadurch gezwungen wurde, in der Burg zu bleiben.

»Du bist ungehalten, daß Du nun nicht mitgehn kannst Martin?« sagte sein Herr; »ein Mittel gäbe es wohl noch, Du müßtest den Hengst besteigen . . . «

»Gnädiger Herr, Ihr wißt, daß das unmöglich ist,« unterbrach ihn der Jäger, ich bräche den Hals, bevor wir aus der Burg wären. Noch Keiner hat sich auf dein

Rücken dieses wilden Thieres halten können.«

Diese Worte weckten Wilfrieds Eifer.

»Gestattet, das; man mir dass widerspänstige Thier vorführe, ich will versuchen, ob ich es nicht bändigen kann,« sagte er.

: Graf Günther und die übrigen Ritter suchten ihn von diesem gefährlichen Unternehmen abzubringen und Editha vereinte ihre Bitten mit den Vorstellungen ihres Vaters, der Jüngling aber, hingerissen von feuriger Begierde, bestand so entschieden auf seinem Vorhaben, daß man endlich nachgab, überzeugt, daß er selbst dessen Vermessenheit einsehn würde, sobald er des Thieres ansichtig geworden.

Wilfried erhielt nun scharfe Sporen, die er sorgfältig an seine seinen Stiefeln befestigte; Edithas Mahnungen zur Vorsicht schien er nicht zu hören.

Da brachten denn zwei Diener den Hengst, den man den Teufel nannte; es war ein prächtiges Thier, ungeduldig wohl, doch noch ziemlich fügsam, so lange es keinen Reiter auf seinem Rücken fühlte. Jetzt reckte es den Hals, sah mit glühenden Augen umher und wieherte dann so mächtig, daß die ganze Burg davon wiederhallte.

Wilfried stellte sieh vor das Pferd und sagte laut:

»Nun gib Acht: Du heißest Teufel; wärest Du aber der böse Feind in eigener Person, Du fändest heute Deinen Meister. Betrag' Dich gut, sonst stirbst Du unter mir.«

Die Hilfe der Diener wehrte er ab; mit einem Satz war er im Sattel und drückte dem Pferde die Sporen ein.

Schnaubend begann es rechts und links auszuschlagen sich zu bäumen und so ungebärdig zu benehmen, daß Wilfried, wie man glaubte, seiner Gewalt unmöglich widerstehen konnte.

Die Ritter ließen die übrigen Pferde näher dem Thore zuführen, während sie selbst auf der Schlosstreppe standen und mit ängstlicher Verwunderung dem Schauspiele zusahen.

Durch seine nutzlosen Versuche und den fortgesetzten Sporenschlag zu wilder Raserei hingerissen, stellte sich der Hengst auf die Hinterfüße und bemühte sich aus allen Kräften, den Reiter abzuwerfen.

Alle Zuschauer waren überzeugt, daß der kühne Jüngling bald zerschmettert auf den Steinen liegen würde. Editha stieß einen Angstruf aus und erhob die Hände flehend zum Himmel. Als sie aber das Thier nach jedesmaligem Steigen, wieder auf die Vorderfüße zurückfallen und Wilfried wie festgewachsen auf seinem Rücken sitzen sah, verwandelte sich ihre Angst in Bewunderung und mit freudig glänzenden Augen beobachtete sie des Jünglings Kraft und Heldenmuth.

Einen ähnlichen Eindruck machte der Auftritt auf die übrigen Anwesenden, es war auch in der That ein schöner Anblick, den Minnesänger in siegender Gewandtheit mit

dem wilden, rasenden Thiere kämpfen zu sehen.

Seine strahlenden Augen, seine weithin tönende Stimme, seine kräftigen Bewegungen, Alles bezeugte, daß er gewohnt war zu befehlen und seinem Willen Geltung zu verschaffen.

Nach etwa einer halben Stunde dieses großartigen Kampfes fiel der weiße Schaum in Flocken von dem Munde des Pferdes, das Blut floß aus seinen zerrissenen Seiten.

Da blieb es plötzlich stehn, an allen Gliedern zitternd, schweißbedeckt und keuchend, und senkte muthlos den Kopf zur Erde.

Alle Ritter, selbst die Diener beglückwünschten laut den muthigen Ueberwinder, dem es jetzt erst klar wurde, daß er eine Unvorsichtigkeit begangen hatte, die sein Geheimniß in Gefahr bringen konnte. Seine Aufregung legte sich, er sah ein, daß man ihn mit Fragen bestürmen würde, wie er zu dieser Geschicklichkeit im pferdebändigen gelangt sei.

Er gab einem der Diener den Zügel und näherte sich den Rittern, die noch immer auf der Treppe standen, — wohl auch von dem Wunsche getrieben, ein Lob aus Edithas Munde zu hören.

Graf Günther überhäufte ihn mit Lobsprüchen, die Jungfrau aber vermochte nur zu stammeln, daß sie sich sehr geänstigt habe und noch ganz erschreckt von dem

furchtbaren Schauspiele sei.

Einer der Ritter rief aus:

»Ihr wollt ein Minnesänger sein? Niemand kann Euch hindern, Euren Stand und Namen zu verbergen, ich aber bezeuge Euch Ehre und Freundschaft, überzeugt, daß ich die Hand eines edelgeborenen, tapferen Ritters drücke.

Wilfried, der eine solche Auslegung wohl erwartet hatte, antwortete lachend:

»Ich danke Euch, Herr Ritter doch seid Ihr der Erste nicht, welcher von diesem für mich so ehrenvollen Irrthume befangen ist; wenig Worte werden hinreichen Euch zu zeigen, daß ich solche Hochschätzung nicht verdiene. Mein Vater ist ein Pferdehändler; seit frühster Jugend lernte ich die halsstarrigen Thiere beinah ohne es selbst wissen, reiten und zähmen, ich bin, so zu sagen im Stall groß geworden. Was Wunder die also, wenn ich ungeachtet meiner niedrigen Geburt, mit Pferden umzugehen verstehe wie ein Ritter.

Diese Erklärung wurde ohne Widerspruch angenommen, es ließ sich ja auch in der That nichts darauf erwidern. Wäre die Aufmerksamkeit der Ritter nicht vorwiegend auf den Minnesänger gerichtet gewesen, so würden sie wahrgenommen haben, das bei seinen letzten Worten ein tiefer, schmerzlicher Seufzer der Brust der Jungfrau sich entrang.

»Zu Pferde, Ihr Herren, zu Pferde! rief jetzt der

Schloßherr, »wir haben bereits zu viel Zeit verloren, die Sonne steht hoch am Himmel! Jäger stoßt ins Horn und blast zum Aufbruch!«

Nachdem sie sich mit kurzen Worten von der Jungfrau verabschiedet hatten, saßen die Ritter auf; Wilfried bestieg den Hengst, welcher, seinen Herrn in ihm erkennend, sich geduldig von ihm tummeln ließ; unter dem Klange der Hörner, dem Wiehern der Pferde, dem Bellen der Hunde bewegte der Jagdzug sich nun Thore hinaus.

Bewegungslos und in Nachdenken Versunken blieb Editha noch eine Weile auf der Treppe stehn, dann aber, einem plötzlichen Gedanken erfaßt, eilte sie in das Schloss, bestieg den nördlichen Thurm und blickte durch ein Fenster den Weg entlang, der jenseits des Stromes in Vielen Windungen den Bergrücken hinanführte.

Von hier aus sah sie denn auch wirklich den Jagdzug vorüberziehen und richtete klopfenden Herzens ihr Auge auf den Minnesänger, den sie zwischen den Rittern bald herausfand, nicht allein an der hohen Gestalt seines Pferdes sondern an den dunkeln Kleidern, die er trug.

Die ganze Welt um sich her Vergessend stand sie dort, bis der Zug auf der Höhe angekommen, ihrem Gesichtskreise entschwand. Dann ging sie in ihre Schlafkammer, kniete vor ihrem Bette nieder und begann heftig zu weinen . . .

Der Jagdzug bewegte sich inzwischen in nördlicher Richtung dem Walde zu, der einer dunkeln Wolke gleich, einen fernegelegenen Bergrücken überdeckte. Der Weg war mitunter sehr uneben, so daß die Jäger nur einzeln reiten konnten.

Wilfried dachte dann an das seltsame Benehmen Edithas, die allein keinen Glückwunsch, kein freundliches Wort für ihn gehabt hatte, ja vielmehr, wie es schien, traurig und niedergeschlagen ob des Sieges gewesen war, den er über den störrischen Hengst davongetragen.

»Sollte ihre sanfte, reine Seele vielleicht jeder Gewalttätigkeit abhold sein?« murmelte er in sich hinein, auf einem engen Bergpfade einsam reitend; »ja so ist es, sie sieht in diesen Beweisen von Körperkraft und unbeugsamem Willen die Anzeichen eines harten, unfreundlichen Gemüths, das seine eisernen Gesetze mit gleicher Härte auch einer schwachen Frau aufdringen würde.

Und doch, wie täuscht sie sich! Dem Blick ihrer Augen würde ich gehorchen, wie ein demüthiger . . . Bin ich denn von Sinnen? Wohin verlieren sich meine Gedanken? Gott sei Dank, morgen früh verlasse ich Felsenburg, um niemals wiederzukehren.«

Das »Gott sei Dank« war gleichwohl von einem tiefen Seufzer begleitet und Wilfried versank in trübes Sinnen,

aus dem er erst erwachte, als der Weg breiter und ebener wurde und er sich wieder inmitten der Ritter befand.

Diese kamen noch wiederholt auf die wunderbaren Beweise von Gewandtheit und Körperkraft zurück, welche Wilfried beim Aufbruch im Schloßhofs gegeben hatte und richteten allerlei Fragen an ihn, betreffs seines Geburtsortes, seiner Eltern und der Erziehung, die er genossen hatte, denn es erschien ihnen unbegreiflich, daß ein Jüngling, welchen Graf Günther als ausgezeichneten Sänger pries, zugleich den Muth und die Geschicklichkeit besitzen sollte, die sie nur bei geübten Rittern voraussetzten. So erreichte man nach mehr als einer Stunde Reite, eine ausgedehnte Hochebene, hier und da mit Wald überzogen, wo man auf Hirsche und Eber zu stoßen erwartete; doch verging eine geraume Zeit bevor man Wild antraf, das würdig gewesen wäre, von einem so stattlichen Zuge verfolgt zu werden.

Schon begannen die Jäger muthlos drein zu schauen und zu befürchten, daß man ohne entsprechende Beute würde heimkehren müssen, als plötzlich Hörnerschall und fröhlicher Jagdruf ertönte. Eine Hirschkuh war aufgesprungen und setzte nun, von Allen verfolgt, in wilder Flucht über die Ebene dem Walde zu, wo sie unter den hochstämmigen Bäumen verschwand.

Die Jäger folgten mit neu erwachtem Eifer; da sich aber hier Jeder einen Weg bahnen mußte, geriethen sie bald von einander und wurden in kleinere Abtheilungen

versprengt.

Graf Günther, drei Ritter, der Minnesänger und fünf oder sechs Diener hatten die Spur des flüchtigen Thieres noch keinen Augenblick verloren und waren ihm einmal schon so nah, daß sie es zu haben glaubten, als es plötzlich in eine enge Schlucht, durch die ein Sturzbach zur Regenzeit sich Bahn gebrochen, einlenkte.

Es kostete keine geringe Mühe, die Pferde in den Paß zu bringen, dann aber wurde mit erneuter Eile das Jagen fortgesetzt.

Graf Günther ritt voraus und ermunterte durch Wort und That seine Begleiter zur Ausdauer, er habe die Hirschkuh wieder gesehn, rief er, es ginge zu Ende mit ihren Kräften, sie könne ihnen nicht mehr entgehn.

Plötzlich stieß er einen Schrei der Ueberraschung und des Schreckens aus. Ein großer Bär zeigte sich gerade vor dem Ausgang der engen Kluft und stürzte zähnefletschend ihnen entgegen.

Das unerwartete Erscheinen des wilden Raubthieres bewirkte daß die Pferde zur Seite sprangen, ihre Reiter theils abwerfend, theils mit ihnen zurückfliehend.

Auch Wilfrieds Hengst hatte sich gewandt, er aber zwang ihn, der Gefahr die Stirn zu bieten. Da sah er denn mit Entsetzen, daß Graf Günther an der Erde lag, daß der Bär auf ihn zusprang und schon die Klaue erhob, um den Wehrlosen zu zerfleischen. Hilfe war nicht bei der-Hand,

des Grafen Begleiter und Diener lagen wie er am Boden.

Ohne einen Augenblick zu zögern, sprang Wilfried aus dem Sattel und entriß einem der gefallen Diener den Jagdspieß und rannte ihn der Bestie mit solcher Gewalt durch den Leib, daß er an der andern Seite wieder zum Vorschein kam.

Der tödtlich getroffene Bär stieß ein furchtbares Geheul aus und versuchte mit einem Schlage seiner riesenhaften Pfote seinem Opfer die Brust zu zerfleischen. Da ihn indessen die Kräfte verließen, drangen seine Krallen nicht durch des Grafen Panzerhemd und zerfetzten nur einen Theil der Kleidung. Dann sank das grausige Thier zusammen und verendete in krampfhaften Zuckungen.

Wilfried glaubte, das; der Graf arg verletzt sei, er kniete bei ihm nieder und wollte ihn aufrichten, doch sah er bald zu seiner großen Freude, daß seine Sorge unbegründet war, denn der Graf erhob sich langsam und sagte:

»Seid meiner wegen unbekümmert, ich fühle nur einen leichten, von dem Falle herrührenden Schmerz im Rücken, der Bär hat mir nichts zu Leide gethan. O Wilfried, wie soll ich Euch danken! Ihr seid mein Retter, Eure rechtzeitige Hilfe hat mich vor dem Tode bewahrt, meiner Editha den Vater erhalten! Verlangt von mir, was Ihr wollt; wenn es in meinen Kräften steht, sollt Ihr es

erhalten!«

Wilfried antwortete, daß er nur seine Pflicht gethan habe und sich hinlänglich belohnt halte durch die Freude, seinen edlen Gönner unversehrt zu sehn. Mehr zu sagen, fand er keine Zeit, denn die Ritter und Diener hatten sich inzwischen erholt und umringten den Grafen, oder betrachteten staunend den gewaltigen Bären, der, einem geschlachteten Ochsen gleich, in seinem Blute dahingestreckt lag.

Das Horn wurde nun wiederholt geblasen, um auch die übrigen Theilnehmer der Jagd zu sammeln und so befanden sich Alle in der engen Schlucht.

Graf Günther erzählte was geschehen war, und wie der Minnesänger den Bären durchstochen, ihm das Leben gerettet hatte; die Augenzeugen der kühnen That bestätigten und ergänzten seine Worte. Manchen der Ritter mochte es verdrießen, daß einem niedrig geborenen Minnesänger solche Ehre zu Theil ward, doch wurde keine Regung des Neides laut, Alle drückten dem muthigen Jüngling die Hand.

Man beschloß, die Jagd nun einzustellen und den Rückweg anzutreten.

Der Tag neigte sich schon dem Abend zu, viele Ritter und Diener hatten sich beim Fallen leicht verletzt, die Pferde waren müde und der Bär ein Stück Wild, mit dem man sich sehen-lassen durfte.

Er wurde auf eins der stärksten Pferde gelegt und mit Stricken wohl befestigt.

Beim Festmahl in Felsenburg dachte man noch manchen Becher auf die Erlegung des Unthieres und die Erhaltung des Grafen zu leeren.

Der Rückzug konnte nur langsam ausgeführt werden, schon um des schwer beladenen Pferdes willen, das den Bären trug.

Wilfried ritt, in Gedanken versunken, hinter den Andern, er dachte an Editha, der Abschied von ihr machte ihm das Herz schwer, und doch mußte geschieden sein, das Schicksal rief, er mußte folgen.

Jetzt gesellte Graf Günther sich zu ihm und fragte:

»Wie ist es Meister: Bleibt Ihr bei Eurem Entschluß? Wollt Ihr wirklich morgen fort?«

»Ja, Herr«, antwortete Wilfried traurig, »es schmerzt mich tief, meine edlen, großmüthigen Gastfreunde verlassen zu müssen, aber ich habe keine Wahl.«

»Fürchtet Ihr denn noch immer Euer Geheimniß gefährdet zu sehne sind wir nicht unserm Versprechen treu geblieben?«

Habt Ihr ein einziges unbedachtsames Wort aus meinem oder meiner Tochter Munde vernommen?«

»Nein, Herr, und ich danke Euch innig dafür, aber Ihr hörtet selbst, wie die Ritter mich mit Fragen bestürmten; sie haben mir Manches was ich verschweigen wollte,

entlockt und mich veranlaßt, Unwahrheiten zu sagen, die mich erniedrigen.«

»Aber diese Ritter verlassen schon morgen meine dann werden wir wahrscheinlich wochenlang allein sein und nichts soll Euch dann in den Weg gelegt werden.«

»Gleich von Anfang an fühlte ich mich zu Euch hingezogen, Eure Gesellschaft war mir wohlthuend und angenehm.«

»Seit Ihr aber vom sichern Tode mich gerettet, kann ich den Gedanken nicht ertragen, Euch morgen schon missen zu sollen, darum bitte ich dringend bleibt noch eine Weile.«

»Ich kann nicht, Herr; eine unwiderstehliche Gewalt treibt mich fort.«

»Bleibt meiner Tochter zu Liebe,« fuhr der Graf fort, »das gute Kind hat so große Freude an Gesang und Saitenspiel.«

»Ihr beglückt sie wahrhaft, als Ihr von Eurer Kunst ihr Einiges mittheiltet, und ihr Verlangen mehr davon zu verstehn, hat sich aufs höchste gesteigert.«

»Sie bat mich, noch einen Versuch zu wagen. In ihrem Namen also bitte ich um Eure Zustimmung, Meister.«

»Nun, was sagt Ihr? Ihr zögert? Gottlob, Ihr bleibt, nicht wahr?«

»Auf wie lange denn?« fragte Wilfried unschlüssig.

»Auf einen Monat, wenigstens.«

»Nein, nein, davon kann keine Rede sein!« rief Wilfried erschreckt.

»Ein paar Wochen denn.«

»Seht, Herr, um Euch und Eurer edlen Tochter zu genügen, will ich noch fünf Tage bleiben, — der Himmel gebe nur, daß ich es nicht zu bereuen habe! Aber nach Ablauf dieser Zeit bitte ich auch, mich unter keinem Vorwande länger zurück halten zu wollen.«

»Fünf Tage, das ist wenig,« sagte Graf Günther, »dennoch danke ich Euch für dieses Zugeständniß. Niemand soll suchen, Euch Dann noch zu fesseln, hier meine Hand darauf. Wie wird Editha sich freuen! Ich kann es kaum abwarten, ihr die frohe Mittheilung zu machen . . . Verzeiht, wenn ich mich jetzt wieder zu meinen Gästen begeben, ich darf mich ihrer Gesellschaft nicht länger entziehen.«

Bei diesen Worten beschleunigte er den Schritt seines Pferdes, um die Spitze des Zuges zu erreichen.

Als Wilfried allein war, machte er sich die bittersten Vorwürfe des Versprechens wegen, das er sich hatte abdringen lassen.

Im Grunde des Herzens war er aber dennoch beglückt, daß er noch fünf Tage in Edithas Nähe weilen durfte.

Der Jagdzug bewegte sich endlich die Hochebene hinab, durch das Thal, dann über den Fluß, und den Hügel hinauf, den die Felsenburg krönte.

Editha mit ihren Mägden und Dienern stand, von dem Hörnerschall gerufen, bereits auf dem inneren Schloßhofe.

Graf Günther stieg vom Pferde, rief Wilfried zu sich und erzählte seiner Tochter, in welcher Gefahr er geschwebt, und wie der Minnesänger ihn vom sicheren Tode gerettet habe. Daß sie erbleichte und zitterte bei dieser Mittheilung war nicht zu verwundern, aber auch, als der Ritter geendet, stand sie schweigend da.

»O mein Kind! Da steht der Retter deines Vaters!« riet der Graf bewegt, »danke ihm, segne ihn in deinem Herzen, denn ohne sein muthiges Einschreiten wärest Du nun eine elternlose Waise.«

»Ich danke ihm . . . ich segne ihn,« stammelte die Jungfrau mit gebeugtem Haupte und ohne den Sänger anzusehen.

Auf eine Bemerkung ihres Vaters antwortete sie zaudernd, daß der Gedanke an die Gefahr, in der er geschwebt, sie mit Schrecken erfülle und schwindlig mache; außerdem sei sie den ganzen Tag unwohl gewesen und fühle sich noch jetzt etwas angegriffen.

Ein Ritter richtete eben verschiedene Fragen an ihren Vater und störte so die Unterhaltung Wilfried suchte inzwischen der Jungfrau Muth einzureden und sprach die Hoffnung aus, daß das Unwohlsein bald vorübergehen würde. Editha aber blickte befangen nach ihrem Vater

und antwortete kaum.

Sich aufs neue ihr zuwendend rief der Graf jetzt in heiterem Ton:

»Gib Acht, mein Kind, ich weiß eine Arznei, die dich sofort heilen wird. Meister Wilfried will noch weitere fünf Tage bei uns bleiben.«

Statt zu jubeln, wie ihr Vater erwartet hatte, blickte sie wieder verlegen zu Boden, man merkte, sie that sich Gewalt an, als sie erwiderte:

»Meister Wilfried ist sehr gütig, er ist willkommen.«

»Nun, meine Herren,« rief Graf Günther laut, »gebe ich, mein zerrissenes Panzerhemd ablegen und mich vom Staube reinigen; wer von Euch sich erfrischen und etwa die Hände waschen will, dem werden die Diener sein Gemach anweisen. In einer Stunde erwarte ich Euch zum Mahle.«

Dies sagend schritt er die Schloßstreppe hinauf.

Editha schaute ihm nach und folgte dann eilig, als ob sie ihm etwas Wichtiges zu sagen hatte, zu Wilfrieds Enttäuschung, den sie ohne Gruß allein stehn ließ.

Was war doch nur, fragte er sich, der Grund dieses seltsamen Wechsels in ihrem Betragen gegen ihn? Hatte er vielleicht irgend Etwas gesagt oder gethan, das sie verletzte? Vergebens suchte er in seinem Verhalten ihr gegenüber einen Tadel zu entdecken. Aber was war es dann? Eine Folge ihres Unwohlseins? Oder sollte etwa

einer der Ritter die die große Freundlichkeit und Güte, die sie einem unedel geborenen Minnesänger erwies, ihr zum Vorwurf gemacht haben? Das war möglich; er mußte um so zurückhaltender und bescheidener sein, besonders in Gegenwart der vornehmen Gäste ihres Vaters.

Langsam begab er sich in sein Gemach, um seinen Anzug, so weit es anging, in Ordnung zu bringen, er sollte ja Festsaal erscheinen und vor der vornehmen Gesellschaft singen.

Nach Verlauf der von Graf Günther bestimmten Stunde ging er wieder hinunter, trat aber nicht in den großen Speisesaal, sondern öffnete die Thür eines Nebenzimmers und setzte sich ans Fenster, wartend, daß man ihn rufen würde.

Kurz darauf vernahm er ein Geräusch, leichte Fußstritte auf der Treppe. Das konnte nur Editha sein! Erfreut sprang er auf, vielleicht hatte er sich hinsichtlich ihres veränderten Wesens getäuscht, vielleicht redete sie jetzt wieder ebenso freundlich mit ihm wie früher.

Da stand sie schon in der offenen Thür! Sobald sie ihn aber bemerkte, wandte sie sich um und lief die Treppe wieder hinauf, als ob sie Etwas vergessen hatte.

Was in aller Welt sollte dieses seltsame Betragen bedeuten? Wilfried war so ergriffen davon, daß er auf seinen Stuhl zurücksank und, die Hände vor den Augen, sitzen blieb bis ein Diener ihm meldete, daß der Graf ihn

erwarte.

Bei seinem Eintreten in den Saal bemerkte er, daß die Ritter bereits an der Tafel Platz genommen hatten. Editha, in reiche Gewänder gekleidet und mit funkelnden Edelsteinen geschmückt, saß neben ihrem Vater, einer Königin gleich. Dennoch waren ihre Augen wie verschleiert, ihre Wangen bleich, sie war also wirklich leidend, vielleicht sogar krank.

»Meister Wilfried,« sagte Graf Günther, diese Herren, meine edlen Freunde, sind der Ansicht, daß ein so muthiger Jüngling wie Ihr es wohl verdient, mit ihnen am Tische zu sitzen. Gesellt Euch darum, ihrer Aufforderung folgend zu uns und erfreut uns später durch schöne Lieder, nicht als Minnesänger sondern als Genosse und Freund.«

Wilfried dankte und nahm seinen Platz am unteren Ende der Tafel ein. Es freute ihn, daß er so weit von Editha entfernt war und er sie nur von der Seite sehn konnte; lief er doch nun nicht Gefahr, ihren Blicken zu begegnen und in irgend einer Weise die Aufmerksamkeit der Ritter zu erregen.

Das Mahl währte lange.

Früh schon begann der Wein die Herzen zu öffnen und die Zungen zu lösen, und kaum war das letzte Gericht abgetragen, als man auch ein Lied zu hören begehrte.

Der Sänger machte sich bereit und stimmte seine

Leyer, — doch da sah er plötzlich, wie Editha aufstand und mit gesenktem Kopfe den Saal verließ.

Ihr Vater bat die Gäste zu entschuldigen, daß sie so früh sich entferne; sie sei ein wenig unwohl und wolle sich zur Ruhe begeben.

Nach dieser kurzen Unterbrechung fing man wieder an ein Lied zu verlangen.

Auf des Burgherrn Wunsch wiederholte Wilfried »das Lob des Weines,« sang dann noch einige andere Lieder, und die Gäste bewunderten seine Stimme und seinen hinreißenden Vortrag; nur der Schloßherr bemerkte, daß sein Schützling nicht in der richtigen Stimmung war und fragte nach der Ursache. Der Jüngling versetzte, daß die Aufregungen des vergangenen Tages sich geltend machten und bat um die Erlaubniß, sich bald zurückziehen zu dürfen. Nachdem diese, wenn auch ungern, ertheilt worden war, verließ er mit ehrerbietigem Gruße den Saal.

V.

Während der Nacht konnte Wilfried kein Auge schließen, unaufhörlich schwebte seinem Geiste die Frage vor, was wohl der Grund von Edithas unbegreifliches Benehmen gegen ihn sein möchte. Das leidige Räthsel folterte ihn so sehr, daß er sich in seinem Bette wälzte, als ob er auf glühendem Eisen läge.

Gegen Morgen übermannte ihn endlich die Müdigkeit und er fiel in einen tiefen Schlaf.

Als er erwachte, war es schon heller Tag. Er nahm alle Kraft zusammen um zu verbergen was in ihm vorging und eilte hinunter.

Im Saal fand er den Ritter mit seiner Tochter beim im Frühstück, sie hatten offenbar auf ihn gewartet. Nachdem er ihnen feinen Morgengruß dargebracht, fragte er schüchtern, oh die Jungfrau wohl geruht habe und sich besser befinde. Zu seiner Verwunderung antwortete sie ihm unbefangen und freundlich, so daß er glaubte annehmen zu dürfen, ihre Freundschaft für ihn sei dieselbe geblieben.

Er fühlte sich dadurch so ermuthigt, daß er ihr vorschlug, nach dem Frühstück den Unterricht im Saitenspiel wieder aufzunehmen und einige Lieder zu

wiederholen, die er sie gelehrt hatte. Editha aber schien über diesen Vorschlag zu erschrecken und entschuldigte sich indem sie vorgab, daß ihre Nerven noch sehr angegriffen seien und sie keine lauten Töne vertragen könne; besonders würde das Saitenspiel ihr peinlich sein.

Gleich darauf verließ sie den Saal und ging in ihr Gemach.

Der Schloßherr und Wilfried sprachen nicht ohne Sorge über ihren leidenden Zustand, hofften jedoch Beide, daß er bald vorübergehn werde, da er seit gestern doch sichtlich besser sie geworden. Sie wollten, wenn Editha wieder herunterkam, einen Spaziergang machen, wie an jenem ersten Tage, das würde sie ohne Zweifel erquicken.

Da sie indessen eine Weile über Dieses und Jenes sich unterhalten hatten, erschien eine Magd und meldete, daß die Jungfrau ihren Vater und den Meister Wilfried bitten ließe, nicht auf sie zu warten, weil sie Kopfschmerzen habe und gern einige Stunden allein in ihrem Zimmer bleiben wolle, um sich in Ruhe und Einsamkeit zu erholen.

Sie sahn sich also genöthigt, ihre Wanderung ohne Editha zu unternehmen.

Beim Mittagmahle war sie wieder anwesend. Anfangs schien es ihr viel besser zu gehen, sie war heiterer und freundlich, doch bald stellte der alte Zustand sich

neuerdings ein, sie wurde trauriger und trauriger, je mehr Wilfried sie zu erimuthigen versuchte und zog sich nach kaum beendetem Mahle zurück.

So ging es während der ersten Tage; wenn Editha mit ihrem Vater allein war, ließ sich wohl eine gewisse Niedergeschlagenheit an ihr bemerken, doch zeigte sie dann kein Verlangen allein zu sein. Sobald aber Wilfried sie anredete, wurde sie unruhig und aufgereggt und verließ unter einem oft sehr unwahrscheinlichen Vorwande das Gemach, so daß Wilfried nicht länger darüber in Zweifel sein konnte, daß sie seine Gegenwart floh. Auch bei ihm begann sieh eine unwiderstehliche Neigung zur Einsamkeit fühlbar zu machen; nur in seinem Zimmer konnte er ungestört an Editha denken und ihre veränderte Gesinnung gegen ihn beklagen.

Ein Tag noch, dann sollte er abreisen. Der Gedanke beruhigte ihn diesmal nicht, im Gegentheil, er zitterte vor dem unvermeidlichen Abschied. Wenn die arme Editha von einer schweren Krankheit bedroht wäre? Wenn sie dahinsiechen sollte? O Himmel, Welch' schrecklicher Gedanke!«.

Ihr Vater war nicht minder besorgt und hatte schon davon gesprochen, nach einem berühmten Arzte zu senden, doch davon wollte Editha nichts wissen. Endlich versprach sie, keine Einwendung mehr dagegen zu erheben, falls sie Übermorgen nicht genesen sei. Die auf diese Weise bestimmte Zeit fiel mit dem Tage nach

Wilfrieds Abreise zusammen, was diesen, wie auch den Schloßherrn, in nicht geringes Staunen setzte.

Der Ritter wußte überhaupt nicht mehr, was er denken sollte. Edithas Antworten auf seine bekümmerten Fragen waren so eigenthümlich, daß er nicht zweifelte, ihre Krankheit müsse eine besondere Ursache haben. Diese Ursache war aber nach den ritterlichen Sitten der damaligen Zeit eine so unwahrscheinliche, unmögliche, daß er sie nicht vermuthen konnte.

Es war am Tage vor Wilfrieds Fortgehn; man hatte verabredet, einen letzten gemeinschaftlichen Spaziergang zu machen. Editha ließ sich aber wieder entschuldigen und blieb zu Haus.

Als der Schloßherr von seinem Gange mit Wilfried heimgekehrt war begab er sich in das Gemach seiner Tochter und fand sie, in Thränen zerfließend, vor ihrem Betstuhle knieend; ihren rothen Augen sah man es an, daß sie schon sehr lange geweint hatte. Bei dem unerwarteten Erscheinen ihres Vaters fuhr sie erschreckt zusammen und barg das Gesicht in beiden Händen.

Graf Günther trat auf sie zu und sagte in ernstem Ton:

Editha, Dein Betragen während der letzten Tage ist durchaus unverständlich und bereitet mir großen Kummer. Ein Geheimniß lastet auf Deinem Herzen, Du suchst die Einsamkeit und vergießest bittere Thränen, während Dein armer Vater, der Dich so gern trösten

möchte, nicht weiß, was Dich betrübt. Ist denn Etwas zwischen uns getreten, das mir Dein Vertrauen entzogen hat? Soll ich die Liebe meines Kindes verlieren, noch ehe der Tod mich ruft? Wie freudlos werden dann meine letzten Lebenstage sein! Du meinst, Editha? Ach, armes Kind, mein Mitleiden ist größer als mein Verdruß; sage mir, was Dich quält, damit ich Dir beistehe, und womöglich den Frieden der Seele wiedergeben kann. Vertraue Deinem Vater, der Dich so innig liebt und der das Unmögliche versuchen würde, Deinen Schmerz zu lindern, sage mir, was Dich drückt, mein Kind.«

»Gnade, Vater, Gnade!« rief sie, »um Gottes willen, frage mich nicht.«

»So muß es ja ganz schrecklich sein.«

»Ja schrecklich, entsetzlich; es würde Dich mit Abscheu erfüllen und Dir das Leben vergiften. Laß mich allein leiden, ich will suchen, allmählig wieder die Alte zu werden.«

Von einer plötzlichen Angst befallen sagte der Burgherr ernst:

»Editha, sieh mir in die Augen, — sieh mir in die Augen, hörst Du nicht?«

»Ich kann nicht,« flüsterte sie unter Thränen.

»Du kannst nicht? was bedeutet das? Hast Du etwas so Strafbares begangen, daß das Bekenntnis; nicht über Deine Lippen will? O mein Gott, wenn ich die Reinheit

ihres Herzens nicht k ante, ich müßte mein eigenes Kind eines Verbrechens schuldig wähnen! — Sag mir, daß ich mich irre, Editha sag mir, daß Du noch meine gute, unschuldige Tochter bist.«

Die Jungfrau schüttelte schweigend den Kopf und verharrte in ihrem Schweigen.

Mit gesteigertem Schrecken sah er einige Augenblicke auf sie nieder, dann übermannte ihn der Aeger und er sagte pl tztlich hart und fest:

»Editha, Du sollst sprechen! Kraft meines väterlichen Ansehens befehle ich Dir zu sagen, was Dich krank macht. Du bleibst stumm? Im Namen meiner endlosen Liebe, im Namen Deiner seligen Mutter verlange ich, daß Du gehorchst.«

Die arme Editha zitterte an allen Gliedern und ließ den Kopf noch tiefer sinken.

Durch ihren Widerstand zum Ae u ersten getrieben, ergriff der Ritter ihre Schulter, schüttelte sie und rief:

»Sprich, sprich! Ich bin Dein Vater und ich will es!«

Da fiel Editha ihm zu Füßen, hob flehend die Hände empor und bat:

»Verzeih' mir, Vater, verzeih Deinem armen Kinde.«

»Was? warum?

O, es ist schrecklich, ich liebe ihn, ich liebe ihn bis zum Wahnsinn, zum Sterben.«

Der Ritter fuhr zurück, starrte sie schweigend an und

schlug sich mit der Hand vor die Stirn, er glaubte zu träumen. Endlich fragte er mit heiterer Stimme:

»Du liebst ihn? Wen liebst Du?«

»Ihn, den Minnesänger,« antwortete sie kaum hörbar.

»Großer Gott, das ist unmöglich!« rief Graf Günther in der äußersten Verzweiflung.

»Meine Tochter-, die Erbin des edlen Hauses von Felsenburg sollte dem Sohne eines Pferdehändlers Liebe schenken! Ach, ich sollte es erleben, das Wappenschild meiner Ahnen mit einem Schandfleck besudelt zu sehn?«

Und von Schmerz und Scham überwältigt fiel er in einen Sessel und rang verzweifelt die Hände.

Editha lag mit dem Kopf auf der Bank ihres Betstuhles und schluchzte laut.

Allmählig gewann das Mitleiden in dem Ritter wieder ganz die Oberhand; er näherte sich seiner Tochter, hob sie von Erde auf und sagte traurig:

»Unglückliches Kind, wie konntest Du so Deiner edlen Geburt vergessen? — Komm, setze Dich neben mich . . . Du sagst, daß Du ihn liebst, den Minnesänger . . . Weiß er es?

»Nein, Vater, er weiß es nicht,« antwortete sie.

»Und hat er etwa selbst die Unverschämtheit gehabt, Dir von Liebe zu sprechen?«

»Niemals, Vater.«

»Hältst Du ihn denn für vermessen genug, Dich zu

lieben, sei es auch nur im Verborgenen P«

»Ich weiß es nicht, Vater, — ich glaube es nicht.«

Ein Seufzer entrang sieh der Brust des Ritters; er athmete auf, als fiel ihm ein Stein vom Herzen.

»Deine Liebe zu einem unedlen Mann ist allerdings eine kaum zu entschuldigende Schwäche,« sagte er, »aber wenn Niemand als Dein Vater darum weiß und Du sie fortan zu ersticken und zu vergessen suchst, so kann noch Alles gut werden.«

Fasse Muth, mein Kind, Dein Leid wird bald endigen: morgen früh verläßt er uns und wir sehn ihn dann nicht wieder . . . Was muß ich sehn? Wie der Gedanke an seine Abreise macht Dich zittern?«

»Vater, o Vater, hab Erbarmen!« rief sie, »halte ihn zurück, laß ihn bleiben!«

»Ihn zurückhalten soll ich? Bist Du toll?«

»Ach, sonst bricht mir das Herz, ich sterbe.«

»Editha, unseliges Kind, Du bist von Sinnen,« rief er bestürzt.

Wieder hob sie die Hände flehend zu ihm empor und sagte, die in Thränen schwimmenden Augen niederschlagend:

»Laß mich meinen Kummer ganz Dir vertrauen, Vater, — ich will Dir nichts verbergen, aber höre mich ohne zu zürnen an. Wenn ich schuldig bin, so blieb doch mein Wille dem Unrecht fern. Ach, warum mußte dass

Geschick diesen Minnesänger hierherführen! . . . Schon ehe ich ihn sah, nahm der liebliche Klang seiner Stimme mich für ihn ein; seine ganze Erscheinung machte dann einen tiefen Eindruck auf mich, ich hegte eine warme Freundschaft für ihn, am Morgen der Jagd aber empfing ich die Todeswunde, an der ich sterben werde; mir wurde plötzlich klar, daß ich ihn liebte, ihn bewunderte. Und hast Du nicht selbst, haben nicht die Ritter ihn gleichfalls bewundert, als er dass wilde Thier seinem Willen beugte? Ist nicht uns Allen der Gedanke gekommen, er müsse, wo nicht ein Fürst, so doch ein edler Graf sein, der gewohnt ist zu befehlen? Gestehe es, lieber Vater,«

»Freilich, das ist wahr,« mußte er zugeben.

»Nur eine halbe Stunde blieb ich in der Ueberzeugung, daß er ein vornehmer Ritter sei,« fuhr sie fort, »aber diese kurze Zeit genügte, um meine Freundschaft für ihn in eine alles nicht« besiegende, unwiderstehliche Liebe zu verwandeln. Dann kam er selbst und bewies uns Allen, daß wir uns getäuscht hatten.

»Wilfried der Sohn eines Pferdehändlers! Ach, wie habe ich da gelitten! Wie nagte die Scham mir am Herzen. Du hast es selbst gesehen, Vater, ich zitterte, ich wurde krank, ich wich seiner Gesellschaft aus und vergrub mich in die Einsamkeit meines Zimmers, dem Retter meines Vaters spendete ich nur kärglichen Dank. Mit Aufbietung aller Kraft, mit Verzweiflung kämpfte ich gegen mich selbst, vom Morgen bis in die Nacht flehte

ich zu Gott um Stärke, meine unglückliche Neigung zu bezwingen . . . Alles, Alles war vergebens! Ach und nun geht er fort! Der Abschied schreckt mich wie ein Todesurtheil, eine Stimme in meinem Herzen sagt mir: »Wenn er Dich verläßt mußt Du sterben.«

Graf Gunther war tief bewegt, er erkannte, daß seine arme Tochter ohne ihre Schuld in diese Lage gerathen war. Er nahm ihre Hand und sagte sanft:

»Das Uebel ist so groß nicht, als Du glaubst, liebes doch Kind, Du bist weniger strafbar als unglücklich. Meister Wilfried ist ohne Zweifel ein hochbegabter Jüngling, sein Verstand, seine Bildung, sein Muth, seine ganze Erscheinung berechtigt zu der Annahme, dass er edlem Blute entsprossen sei. Da er aber selbst das Gegentheil versichert, so können ihn alle diese Vorzüge nicht adeln, auch der Umstand nicht, daß er Deinem Vater dass Leben gerettet hat. Laß uns diesen traurigen Fall mit Ruhe erwägen und der Vernunft gemäß handeln. Du sagst, Du würdest erkranken, wenn der Minnesänger uns verläßt? Mein Kind, das bilden alle jungen Leute sich ein, deren Liebe auf ein Hinderniß stößt, aber man genest leichter von diesem Weh als man glaubt und die Trennung ist dazu das beste Mittel. Wenn Wilfried erst einige Tage fort ist . . . Du zitterst wieder? Denkst Du denn wirklich an eine Möglichkeit, ihn hier zu halten?

»Ach Vater, ich bin unglücklich, zu unglücklich,« klagte die Jungfrau.

»Urtheile einmal selbst, Editha,« fuhr der Ritter fort, »stelle dir vor, er bliebe, wie würdest Du Dich ihm gegenüber verhalten? Wolltest Du einem Sänger Liebe erweisen der von niedriger Herkunft ist und von dem Du nicht einmal weist, ob er Deine Neigung erwidert? Dann, ja dann mustest Du vergehen, hinsiechen vor Scham, und Dein alter Vater würde die Schande nicht lange überleben. Wie schwer es Dir auch werden mag, Du must Dich dem unerbittlichen Gesetze der Ehre unterwerfen und ihm gehorchen, dann wird kein Mensch von Deiner Verirrung etwas erfahren und Du wirst mir später danken für meinen guten Rath. Komm, sei verständig und muthig, sag' mir, daß Du Deine Pflicht erkennst und sie erfüllen willst.«

Die arme Editha bot nur noch geringen Widerstand; mit blutendem Herzen gab sie endlich ihrem Vater das Versprechen, daß sie sich geduldig unterwerfen wolle. Wohl bebte sie noch zurück vor dem Abschied doch der Stimme der Pflicht muste sie gehorchen.

Dem Rathe ihres Vaters gemäß sollte sie heute ihr Zimmer nicht mehr verlassen, aber man konnte den Meister Wilfried, der ja an Allem unschuldig war und von nichts wuste, doch nicht ohne Lebewohl abreisen lassen. Editha sollte also morgen, wenn er im Begriff stand fortzugehn, hinunterkommen und ihm einige Worte des Dankes und Abschieds sagen.

Getrostet und beruhigt schloß Graf Günther seine

immer noch weinende Tochter in die Arme und ermunterte sie zur Standhaftigkeit. Dann verließ er sie und ging die Treppe hinab.

Unten im Saal fand er den Minnesänger, der ihn zum Abendessen erwartete.

Der Jüngling grüßte ihn, sagte aber anfangs kein Wort, er schien sehr traurig zu sein. Auch der Graf hatte, nach den Mittheilungen seiner Tochter wenig Lust zu sprechen.

So nahmen denn Beide schweigend ihren Platz an der Tafel ein und das Mahl war beinah zu Ende, als Wilfried wirklich endlich zögernd fragte:

»Wie geht es doch der edlen Jungfrau, Herr Ritter; darf sie auch heut Abend nicht herunter kommen? Gott wolle verhüten, dass sie krank wird.«

»Sie hat Kopfschmerzen,« antwortete Graf Günther, »doch brauchen wir ihretwegen keine Sorge zu machen.«

»Laßt doch, ich bitte Euch, einen Arzt kommen; ihr Unwohlsein ist so seltsamer Art, es könnte der Vorbote schwerer Krankheit sein.«

»Nein, dass hat nichts zu sagen, ich bin ihretwegen ganz ruhig,« war die Antwort.

Beide schwiegen wieder.

»Immerhin könnte man ein Heilmittel anwenden,« begann Wilfried von neuem, »ich kenne Kräuter, die auf kranke Nerven eine unfehlbare Wirkung haben; wenn es

Euch recht ist, so sammle ich morgen einige davon.«

»Morgen?« fragte der Schloßherr überrascht, »wollt Ihr denn nicht morgen fort?«

»Ach, wo waren meine Gedanken,« versetzte der Jüngling, »gewiß gehe ich morgen.

»Ist das unwiderruflich beschlossen?«

»Es muß sein; ich bitte Euch, Herr, sucht nicht mich zu halten.

»Nein, Meister, das habt Ihr diesmal nicht zu befürchten, ich gab Euch ja mein Wort. Geht Ihr schon früh?«

»Gleich nach dein Frühstück, Herr.«

Graf Günther stand vom Tische auf und schickte sich an, den Saal zu verlassen.

»Erwartet mich hier einen Augenblick, Meister,« sagte er, »ich habe noch etwas mit Euch zu ordnen und weiß nicht, ob ich morgen eine günstige Gelegenheit dazu bieten wird.«

»Er entfernte sich durch eine Thür, die in die Waffenkammer der Burg führte.

Verwundert blickte Wilfried ihm nach.

»Mit mir etwas zu ordnen? Was kann das sein?« dachte er. »Sollte er eine Ahnung von meinen Gefühlen für seine Tochter haben und mich deßhalb zur Rede stellen oder gar züchtigen wollen?«

Während der Jüngling in ängstlichem Zweifel die

Augen stets auf der Thür haften ließ, trat Graf Günther in ein kleines am Ende des Waffensaales liegendes Gemach, öffnete dort eine Truhe, die mit schweren eisernen Riegeln verschlossen war und legte eine Handvoll Goldstücke in einen Beutel, den er dann in seine Tasche steckte. Darauf kehrte er in den Saal zurück.

»Meister Wilfried,« sagte er, »Ihr habt meine Gäste durch Spiel und Gesang erheitert und mir und meiner Tochter manche genußreiche Stunde verschafft. Es ist allgemeiner Brauch, daß man die Minnesänger nicht unbeschenkt weiter ziehen läßt, außerdem aber habe ich die Rettung meines Lebens Euch zu danken; nehmt daher diese Gabe als einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit.«

»Bei diesen Worten legte er die schwere Börse in des Jünglings Hand.

Von einem Gefühl der Neugierde getrieben, schüttelte Wilfried den Inhalt des Beutels auf den Tisch. Ein Häuflein glänzender Münzen leuchtete ihm entgegen, wahrlich ein einem großer Schatz für einen Minnesänger! Und dennoch blickte er das Geld mit einem traurigen, beinah verächtlichen Lächeln an.

Graf Günther wußte nicht, wie er dass deuten sollte.

»Ihr seid nicht zufrieden, Meister,« murmelte er, »wollt ihr mehr?«

»Geld, schnödes Geld,« seufzte Wilfried, »Ihr wollt

mich bezahlen, mir das Glück abkaufen, das ich in dem Gedanken genoß, Euch einen Dienst geleistet zu haben!«

»Aber was wollt Ihr denn?« fragte der Graf bestürzt, »wünscht Ihr einen andern Lohn, so sagt es; wenn es möglich ist . . . «

Wilfried sonderte drei oder vier Goldstücke von den übrigen ab und schob den Rest weiter auf den Tisch.

»Ich habe eine Bitte an Euch, edler Herr, die Ihr mir nicht versagen dürft. — Sehr schmerzlich ist es mir, daß ich eine Burg verlassen muß, in der ich die großmüthigste Aufnahme gefunden; muß ich doch jetzt wieder fern von meiner Heimath, meinen Eltern, von Allem, was mir lieb und werth ist, fremd und einsam in der Welt umherschweifen. Die Erinnerung, daß ich Euch aus reiner aufopfender Dankbarkeit einen Dienst erwiesen habe, wird mir ein Quell des Trostes sein . . . und ihr wolltet mich ablohnen? O, last mich daß Andenken an jenen Augenblick fleckenlos bewahren! Mit diesen vier Goldstücken bin ich auf lange Zeit gegen alle Noth gesichert, behaltet das Uebrige, Herr, ich bitte Euch dringend darum.«

»Ich sollte dass Geld zurücknehmen? Unmöglich!« rief der Ritter, »das wäre ja, als ob ich aus Euren Händen eine Gabe empfinde«

Ich aber, glaubt mir, rühre es nicht wieder an,« sagte Wilfried fest. »Mein ganzes Leben hindurch werde ich

voll Dankbarkeit Eures Edelmuthes gedenken; dahingegen ist es mir aber auch ein Bedürfniß zu glauben, daß man auf Felsenburg dem Minnesänger eine dankbare Erinnerung bewahrt.«

»So wollt ihr mich zur Dankbarkeit zwingen?« sagte der Graf, durch den Blick edlen Selbstgefühls verwirrt, der aus des Jünglings Augen strahlte.

»Zwingen nicht, Herr, aber ihr seid zu edelmüthig, um einen unbezahlten Dienst zu vergessen, wenn er Euch auch von einem Mann von niedriger Geburt erzeugt worden ist.«

»Das Geld habe ich Euch gegeben, und Euch gehörte es zu.«

»Last uns denn gemeinschaftlich darüber verfügen,« sagte Wilfried; »Jungfrau Editha, die so gern den Nothleidenden zu Hilfe kommt, vertheile den ganzen Schatz unter ihre Armen. Ihr wird es eine Freude sein, solches Glück bereiten zu können, und mir mögen die Dankgebete der Unterstützten den Schutz des Himmels erwerben.«

»Aber Ihr selbst seid arm, und der Besitz dieses Goldes würde Euch reich machen.«

»O, ein viel größerer Reichthum, liegt für mich in der Hoffnung, daß die Jungfrau jedesmal, wenn sie ein Goldstück in die Hand eines Darbenden legt, meiner gedenken wird,« versetzte Wilfried mit einem

wehmüthigen Lächeln.

So schmerzlich ihn diese Worte auch berührten, der Schloßherr konnte sich einer Anwandlung der Rührung nicht erwehren. Er willigte in den Vorschlag des Jünglings ein, nahm das Gold vom Tische und steckte es in seine Tasche zurück. Jedenfalls wollte er erst nach der Abreise des Minnesängers seiner Tochter die betreffende Mittheilung machen.

Unter dem Vorwande, ihr jetzt Gesellschaft leisten zu wollen, bot er seinem Gaste gute Nacht und verließ den Saal.

Den Kopf auf die Hand gestützt saß Wilfried noch lange da, Edithas und der Trennung von ihr gedenkend. Dann begab auch er sich hinauf, um in der Einsamkeit seines Zimmers die traurigen Betrachtungen fortzusetzen.

VI.

Am anderen Morgen stand Wilfried von Iserstein, zur Abreise gerüstet, in dem großen Speisesaal und blickte erwartungsvoll nach der Thür.

Beim Frühstück hatte Graf Günther ihm gesagt, daß Editha noch immer leidend sei und nur auf einige Augenblicke herunter kommen könne, um ihm Lebewohl zu sagen. Nun war er gegangen, sie zu holen, der schmerzliche Abschied stand unmittelbar bevor.

Wiewohl der Jüngling seit dem vergangenen Abend nicht aufgehört hatte, seine Pflicht zu erwägen und nach Muth und Stärke zu ringen, fühlte er doch jetzt sein Herz heftig schlagen bei dem Gedanken, daß er Editha zum letzten Male sehen sollte.

Da vernahm er schon die Fußritte auf dem Gange! Er zitterte und wich zurück . . . als er die Jungfrau bleich und mit rothgeweinten Augen an der Hand ihres Vaters eintreten sah, entrang sieh ein tiefer Seufzer seiner Brust.

Graf Günther führte sie dem Minnesänger entgegen und sagte statt ihrer:

»Meister, meine Tochter wollte sieh ungeachtet ihrer Krankheit nicht versagen, Euch zum letzten Mal ihren Dank auszusprechen für den Unterricht, den Ihr ihr

gegeben, und vor Allem für den großen Dienst, welchen Ihr ihrem Vater erwiesen habt. Verzeiht, wenn ich in ihrem Namen Euch Lebewohl sage, ihre Nerven sind so reizbar geworden, daß das Sprechen unter den ohwaltenden Umständen sie in sehr angreifen würde. Gott behüte Euch, Meister, und sei mit Euch auf Eurer Reise.«

Wilfried hatte während dieser Worte kein Auge von der leidenden Jungfrau abgewendet; jetzt sagte er mit vor Rührung bebender Stimme:

»Es schmerzt mich tief edle Jungfrau, auf meinen ohnehin schon traurigen Gang die Befürchtung mitnehmen zu wollen, daß Ihr krank werden möchtet. Nie in meinem Leben werde ich aufhören, voll Dankbarkeit der gastlichen Aufnahme zu gedenken, die ich hier gefunden habe. Vergeßt auch nicht ganz den armen Minnesänger. Lebt wohl, lebt wohl!«

Thränen glänzten nun auch in seinen Augen und hastig schritt er der Thür zu, ohne selbst die Hand zu drücken, die der Schloßherr ihm reichte . . . Doch da ertönte ein Schmerzenschrei, der ihn still stehn und sich umwenden ließ. Er sah wie Editha den Armen ihres Vaters sich zu entwinden und ihm nachzueilen bemüht war.

»Bleibt!« rief sie wie außer sich, »bleibt! O, Vater halte ihn, tödte mich mich!!«

Einige Diener und Mägde stürzten auf den Ruf herbei.

Graf Günther entsetzt über die Schande, die ihn und seine Tochter bedrohte, wollte sie gewaltsam aus dem Saale führen, doch die Verzweiflung verlieh ihr übernatürliche Kräfte, sie widerstand ihm und rief in herzerreißendem Ton:

»Wilfried, hab' Erbarmen, o verlaß mich nicht, sonst sterbe ich! — Ja Vater, ich weiß, daß ich unrecht thue, aber ich kann nicht anders; wenn er geht, nimmt er meine Seele, mein Leben mit sich, darum heiß ihn bleiben! Wilfried!, Wilfried!«

Auf ein gebietendes Zeichen ihres Herrn näherten sich schüchtern die Diener — doch Graf Günther fühlte, daß nach einem krampfhaften Zittern die Kräfte der erschütterten Jungfrau plötzlich nachließen und er nur noch ihre ohnmächtige leblose Gestalt in den Armen hielt. Eine furchtbare Angst bemächtigte sich seiner, er fürchtete, die heftige Aufregung habe den Tod seines Kindes herbeigeführt.

Das Gefühl der Scham erstickte indessen für den Augenblick seine väterliche Liebe. Hatte doch seine Tochter in Gegenwart der Dienerschaft Ausrufe gethan, die ihre entehrende Schwachheit verrathen konnten!

Er hob Editha mit kräftigem Arme auf, und trug sie, von den Dienern und Mägden gefolgt, in das anstoßende Gemach.

Wilfried blieb regungslos, wie angewurzelt auf

derselben Stelle stehn, er war todtenblaß und von Zeit zu Zeit rann eine Thräne über seine Wangen. Wohl kam ihm der Gedanke, daß er fliehen, sich eilig von Felsenburg entfernen müsse, doch es war als ob eine verborgene Macht ihn fessele. War Editha todt? Großer Gott . . .

Während einer ganzen Weile schlug kein Laut an sein Ohr, als das Jammern der Diener, dann wurde es ganz still. Das erschreckte Wilfried; hatte man Editha in ein anderes Zimmer getragen.

Endlich kehrte Graf Günther zurück und verriegelte die Thür; seine Augenbraunen waren finster zusammengezogen, die Lippen seit geschlossen, er schien voll Gram und zugleich heftig erzürnt zu sein.

Als er den Minnesänger bemerkte, sagte er in beinah harschem Ton:

»Wie noch hier? Ich glaubte Euch schon weit von Felsenburg. Warum seid Ihr nicht gegangen?«

»Ach, wie geht es der armen Jungfrau?« fragte Wilfried, den Vorwurf, der in des Ritters Worten lag, nicht beachtend.

»Sie beweint ihre traurige Verirrung und ihr verlorenes Lebensglück,« versetzte der Ritter kurz.

Eine Zeitlang schwiegen Beide. Der alte Ritter richtete seinen Blick ernst und streng auf den Minnesänger, lange konnte indessen sein edles Herz dem Retter seines Lebens nicht zürnen, er sank in einen Sessel nieder und

barg dass Gesicht in beiden Händen.

Wilfried trat auf ihn zu und sagte sanft:

»Herr, ihr seid unglücklich und seht in mir die Ursache Eures Kummers. So kann ich Euch nicht verlassen. Ich weiß, warum Ihr trauert, und doch laßt mich fragen: Was habe ich Euch zu Leide gethan?«

»Ach, daß das Schicksal Euch nie in meine Burg geführt hätte!« klagte Graf Günther. »Euch trifft keine Schuld, Meister, aber Eure Anwesenheit in Felsenburg ist meinem armen Kinde und mir zum Fluch geworden . . . Ihr schüttelt den Kopf? Versteht Ihr mich nicht? Muß ich Euch denn Alles sagen? Meine Tochter ist für immer entehrt, das Wappenschild meiner Väter mit einem unauslöschlichen Schandfleck besudelt.«

»Ach, übertreibt das Übel nicht,« stammelte Wilfried; wenn ich fort bin . . . «

»Uebertreiben? Wenn Ihr fort seid?« wiederholte der Graf, »aber habt Ihr denn nicht gehört, daß meine Tochter in Gegenwart unserer Diener ihre Verwirrung kund gegeben hat? Und wird die Zeit wohl jemals einen Schleier darüber decken, dass die Erbin den Felsenburg einem Minnesänger einem unedel geborenen Manne ihre . . . Mein Mund sträubt sich, das Wort auszusprechen. Geht, Meister, geht bis an das andere Ende der Welt! meine Tochter wird ihre sinnlose Leidenschaft unaufhörlich beweinen, sie wird sterben,

doch vor ihr noch ihr armer Vater. — Ach, daß sie ihre Zuneigung dem ärmsten Menschen auf der Welt geschenkt hätte! Ich wäre damit zufrieden, wenn nur edles Blut seinen Adern flöÙe! Aber in Gegenwart meiner Diener laut zu rufen, daß sie vergeht vor Liebe zu einem Mann von niedriger Geburt, o das ist entsetzlich!«

Wilfried hatte ihm schweigend zugehört; jetzt sagte er zögernd, als ob er mit einem harten Entschluß kämpfe:

»Also Euer ganze-s Unglück bestellt darin, daß sie einem Unedlen ihre Liebe geschenkt hat?«

»Darin allein: ist das noch nicht genug? Können Leute unseres Standes ohne Ehre leben?«

»Nun denn, Herr,« fuhr Wilfried fort, »mich treibst Dankbarkeit, Mitleid und Liebe zu einem verhängnisvollen Geständniß, vielleicht muß ich es mit meinem Leben bezahlen, denn es bildet einen Theil des Geheimnisses, unter dessen Herrschaft ich siehe. Möge meine Offenbarung Euch trösten und Eure Tochter, in den Augen ihres Vaters wenigstens, von aller Schuld befreien. Eure Tochter, Graf den Felsenburg, hat Euer Wappen nicht geschändet, der Mann den sie liebt ist kein niedrig geborener, namenloser Landstreicher, er ist einem vornehmen Hause entsprossen . . . «

»Wen meint Ihr?!«

»Ich spreche den mir selbst, Herr.«

»Barmherziger Gott, höre ich recht? Ihr leid von edlem

Bluthe?«

»Von hohem, durchlauchtigem Stamme,« bestätigte Wilfried. »Mein Vater ist ein mächtiger, durch Tapferkeit berühmter Ritter, angesehen am Hofe des Kaisers schon um seiner ausgedehnten Besitzungen willen. Ich bin sein einziger Sohn und Erbe und habe als solcher das Recht, den Grafentitel zu führen.«

Des Ritters Augen glänzten vor freudiger Ueberraschung, er machte eine Bewegung als ob er aufstehn und Wilfried umarmen wollte, doch faßte er sich und fragte:

»Wie ist der Name Eures Vaters? In welchem Lande wohnt er? . . . «

»Ihr könnt darauf nicht antworten? Ich verstehe: dieselben Gründe, die Euch zwingen, uns betreffs Eurer Herkunft zu täuschen, verbieten Euch zu sagen, woher Ihr kommt und wer Eure Eltern sind. Ich glaube Euch, ohne das geringste Mißtrauen. Alles an Euch verräth edles Blut und ritterliche Erziehung, aber wenn Ihr den Namen Eures Geschlechts verborgen halten müßt, wer in aller Welt wird dann daran glauben? Werden unsere Diener nicht hinter unserm Rücken der gegebenen Erklärungen spotten? Einen Minnesänger gibt man für vornehm aus und weiß nicht einmal seinen Namen?«

»Geruht mich geduldig anzuhören,« bat Wilfried, »ich habe eine Bitte an Euch zu richten. Von Eurer Güte hängt

meine ganze Hoffnung ab und zugleich entscheidet sie vielleicht das Geschick Eurer lieblichen Tochter.«

»Sprecht, was begehrt Ihr?« tagte Graf Günther voll ängstlicher Neugierde.«

»Wie ich Euch bereits mittheilte, zwingt mich ein von feindlicher Macht ausgesprochenes Urtheil, noch etwa vier Jahre unbekannt in der Welt umherzuschweifen. Lastet dieser Druck nicht auf mir, so würde ich mich erkühnen etwa folgendermaßen zu Euch zu reden: Herr von Felsenburg, Eure Tochter hat in mir von dem ersten Augenblicke, daß ich sie sah, die Flamme einer reinen, unaussprechlichen Liebe entzündet. Seit heut Morgen weiß ich, daß der Abschied von ihr nicht mich allein unglücklich macht . . . «

Der Ritter schüttelte den Kopf und sagte seufzend:

»Ach Gott, was kann das Alles helfen bei dem unglücklichen Geheimniß, das an Euch haftet.

»Hört nur meine Bitte, Herr: Laßt mich abreisen, und bin ich fort, dann sagt Editha, daß Wilfried, daß der Mann, der sie über Alles liebt, der Sprosse eines Altadeligen Geschlechtes ist und sich Graf nennen darf, es wird sie trösten und zu dem Opfer stärken, das ich weiterhin von ihr begehre. Vier Jahre muß ich noch umherirren, und die gehn rasch vorbei; wir sind beide jung genug, so lange zu warten. Wenn nun Ihr, Herr Graf, damit einverstanden seid, so will ich die Liebe zu Eurer

Tochter, still und treu im Herzen bewahren, bis der Tag meiner Befreiung angebrochen ist; dann kehre ich zurück und bitte um Edithas Hand. Mein Wappenschild ist würdig, neben das Eure gestellt zu werden, ich will Euch ein liebevoller Sohn sein und Euer Kind glücklich machen. Seid darum großmüthig und gewährt meine Bitte.«

Der Graf saß noch eine Zeitlang in tiefes Nachdenken versunken da, dann stand er plötzlich auf und ergriff des Jünglings Hand.

»Es sei, wie Ihr wünscht, ich willige freudig ein, ja es ist mir, als rettetet Ihr mir zum zweiten Male das Leben. Will Editha auf Euch warten . . . «

»Gott sei tausendmal gepriesen!« jubelte Wilfried, »sie wird warten! Ich fühle es, das Band, das unsere Herzen verbindet, ist unlöslich! Nun, Herr, kann ich ruhig abreisen. Jede Stunde meines Lebens will ich voll Liebe und Dankbarkeit Eurer gedenken, als meines edlen Beschützers, meines väterlichen Freundes. Lebt wohl, Gott schütze Euch!«

Und er drückte schon zum Abschied die Hand des Schloßherrn, der sich anschickte, ihn an dass Thor zu begleiten, fragte dann aber schüchtern:

»Sollte ich Jungfrau Editha nicht noch einmal sehn dürfen?«

»Und die Diener, die bei ihr sind? Nein, das ist zu

gefährlich, vermeiden wir lieber neue Auftritte.«

»Gut, wie Ihr meint, Herr Graf; Ihr werdet ihr Alles sagen, sie trösten und ihr Muth einflößen, nicht wahr? Nun, ich gehe; des Himmels Segen ruhe auf Felsenburg.«

Kaum hatte er indessen mit einigen Schritten der Thür sich genähert, als der Ritter ihn zurückhielt und unschlüssig sagte:

Bleibt noch einen Augenblick, laßt mich überlegen . . . Ihr wißt, ich glaube Euch, aber das Glück meines Kindes . . . die Ehre meines Stammes . . . «

»Ich täusche Euch nicht, Herr,« antwortete Wilfried, durch den eigenthümlichen Ton der Frage überrascht, »sobald die vier Jahre vergangen sind, erlange ich meine volle Freiheit wieder. Dann nenne ich Euch den Namen meines Vaters, bringe meine Eltern nach Felsenburg. Wie wird meine gute Mutter sich freuen, die Braut ihres Sohnes an ihr Herz zu schließen! Uebrigens könnt Ihr mir dann ja Edithas Hand noch versagen, wenn Ihr findet, daß ich meines Vaters Ansehn und Macht übertrieben habe. Doch steht ein solches Unglück für mich nicht zu befürchten, ich blieb vielmehr hinter der Wirklichkeit zurück.«

»Vier Jahre,« murmelte Graf Günther, »mein armes Kind soll vier Jahre trauern . . . Aber wenn ich an die Wahrheit Eurer Worte glaube, warum lasse ich Euch dann überhaupt ziehn?«.

»Was wollt Ihr damit sagen, Herr?« fragte Wilfried.

»Wenn ich nun gleich Editha Euch verlobte, würdet ihr dann auf Felsenburg bleiben. — Ihr antwortet nicht? Ich bedarf eines Gefährten, eines Freundes, der mir die Einsamkeit erheitert. Euch habe ich lieb gewonnen, Euer Verstand, Eure Kunst werden mir das Leben verschönern. Bleibt hier, werdet mein Sohn, nicht nach vier Jahren, sondern jetzt, in wenigen Tagen, sobald die Vorbereitungen für die Hochzeit beendet sind . . . Ihr zögert mit der Antwort? Ihr wollt nicht?«

»O Herr,« stammelte Wilfried, »Eure übergroße Güte beschämt mich, . . . doch Ihr vergeßt das Verhängniß, das auf mir haftet, das Geheimniß, das ich noch nicht offenbaren darf.«

»Euer Geheimniß wird Jeder ehren.«

»Auch Editha?«

»Auch meine Tochter! Mein Wort darauf.«

»Und Keiner wird mich je nach dem Namen meiner Eltern fragen?«

»Keiner.«

»Ach, ich kann mich kaum zu fassen vor Glück . . . und vor Schrecken; doch in Gottes heiligem Namen stimme ich zu, Er wolle mich beschützen! . . . »Ich der Verlobte der lieblichen Editha? Mir schwindelt der Kopf. Dank Euch, Herr Graf, tausend Dank für dies unerwartete Glück!«

»Ich denke eben über Euren künftigen Namen nach,« sagte der Ritter; »bis zu der Zeit, wo Ihr aus Eurer Verborgenheit hervortreten dürft, müssen wir einen Scheinnamen annehmen, das wird die Leute hindern, weiter zu forschen. Laßt einmal sehn ihr heißt Wilfried, wir wollen Dornenthal anhängen und Euch fortan Wilfried von Dornenthal nennen, vergeßt es nicht . . . Und nun folgt mir, wir wollen sogleich dem Schmerz meines Kindes der Neugierde meiner Diener ein Ende machen.«

Er öffnete die Thür, welche er bei seinem Eintritt in den Saal verschlossen hatte und führte den Jüngling in das Zimmer, wo, von Mägden und Dienern umgeben, Editha weinend in einem Sessel saß.

»Hoch aufgerichtet, das Haupt stolz erhoben und mit lauter, beinah feierlicher Stimme rief der Schloßherr:

Erkennt und begrüßt Alle in diesem vermeintlichen Minnesänger den edlen und mächtigen Grafen von Dornenthal, Euren zukünftigen Herrn und Gebieter.«

Die Diener traten mit tiefer, ehrfurchtvoller Verbeugung zur Seite.

Editha hatte sich halb aufgerichtet und blickte zweifelnd bald Wilfried! bald ihren Vater an.

»Ja, mein Kind,« jagte dieser; »der Jüngling, der Dich liebt, der Mann dem Du Dein Herz geschenkt hast, ist ein Ritter von vornehmer Herkunft. Sei gutes Muthes, in

wenig Tagen nennt er Dich seine Gemahlin.«

Mit einem Freudenschrei sprang Editha auf.

»Gott!, Vater!, Dank!, Dank!« war Alles, was sie hervorbringen konnte.

Sie wollte ihrem Vater um den Hals fallen, doch die Kräfte verließen sie und ohnmächtig sank sie in des jungen Mannes Arme, ein süßes Lächeln auf den bleichen Lippen, die noch leise flüsterten:

»Wilfried, Wilfried, Dein auf immer!«

VII.

Einige Wochen später wurde in der Schloßkapelle die Vermählung des Grafen von Dornenthal mit Editha, der Erbin von Felsenburg gefeiert.

Dem Wunsche des Bräutigams zufolge hatte man nur die nächsten Verwandten und Freunde eingeladen; die Hochzeit verlief darum aber nicht weniger heiter, denn Wilfried sang sein seine schönsten Lieder und gewann Aller Herzen.

Während der ersten sechs Monate genossen die jungen Gatten des reinsten Glücks. Wilfried schien das Schicksal, das ihn bedrohte, ganz vergessen zu haben, er war stets fröhlich und dabei so liebevoll und gut gegen seine Gemahlin und ihren Vater, daß beide dem Himmel von Herzen dankten für das Geschenk, das er in Wilfried ihnen gemacht hatte.

Dann aber zeigten sich wieder Spuren tiefen Kummers; er vernachlässigte Gesang und Saitenspiel und Editha überraschte ihn oft in Gedanken versunken, den Blick starr auf die Erde gerichtet. Wenn sie sich dann ihm näherte, so erwachte er wie aus schwerem Traum und suchte durch unwahrscheinliche Deutung sie über seine Stimmung in täuschen.

Der Gedanke, daß ihr Gemahl nicht mehr glücklich sei und Schmerzen litt, die sie nicht theilen durfte, betrübte die junge Frau unaussprechlich, doch richtete sie, getreu ihrem Versprechen, keinerlei Fragen an ihn, ja von ihrer großen Liebe getrieben legte sie selbst die ungetrübteste Heiterkeit an den Tag, um ihn glauben zu machen, daß sie seine geheime Traurigkeit nicht bemerke.

Am Ende des ersten Jahres trat sie ein herber Schlag. Bei kaltem Schneewetter von der Jagd heimkehrend, wurde Graf Günther plötzlich krank. Drei Monate lang mußte er unter heftigen Schmerzen das Bett hüten, in beständiger Todesgefahr.

Wilfried und Editha wichen nicht von seinem Lager, selbst während der Nacht leisteten sie ihm abwechselnd Gesellschaft; sie pflegten und trösteten ihn mit so aufopfernder Liebe, daß der alte Ritter zuweilen Thränen des Dankes vergoß. Wie oft priesen sie Gott für eine leichte Wendung zum Bessern, wie oft zitterten sie vor Angst beim Zunehmen der Krankheit! Endlich mußte Graf Günther trotz aller Liebe und Pflege erliegen, er umarmte noch einmal seine Kinder, segnete sie, befahl Editha dem Schutze Wilfrieds und schloß dann auf ewig seine Augen.

Der Tod des von all' seinen Bekannten und Untergebenen sehr geschätzten und geliebten Grafen versetzte Felsenburg und seine Umgebung für lange Zeit in tiefe Trauer.

Daß Wilfried und Editha sich nur langsam erholten, war natürlich, indessen lindert die Zeit jeden Schmerz, wenn sie ihn auch nicht heilt und so kehrte bei der Edelfrau allmählig die Heiterkeit wieder. Sie versuchte nun aus allen Kräften, auch ihres Gatten Schwermuth in bannen, doch was sie auch ersinnen mochte, es war vergebens; die trübe Stimmung bemeisterte sich seiner so sehr, daß er oft ganze Tage betend in der Schloßkapelle oder einsam trauernd in seinem Zimmer verbrachte.

Was er am meisten scheute war der Besuch von Bekannten und Freunden, er schrak jedesmal zusammen, wenn der Wächter auf dem Thurm das Nahen eines Besuches verkündete. Auch auf die Jagd ging er nicht mehr, schlug alle Einladungen aus und wollte selbst nicht außerhalb der Burg spazieren gehn, als fürchte er, einer großen Gefahr zu begegnen.

Editha kämpfte lange erfolgreich gegen die Enrmuthigung, die auch sie ergreifen wollte; endlich, an einem trüben, kummervollen Tage überraschte sie Wilfried, während sie laut schluchzend, das Gesicht in den Händen verborgen, vor ihrem geheime Betstuhl kniete.

Von Mitleid bewegt setzte er sich neben sie, ergriff ihre Hand und sagte:

»Ich mache Dich unglücklich, Editha, nicht wahr? O verzeih mir; ich bin ein elender Mensch, nicht allein um

des Schicksals willen, das mich verfolgt, sondern mehr noch, weil ich Dich, die ich mit der ganzen Kraft meiner Seele liebe, die ich bewundere als das Vorbild der höchsten Aufopferung und reinsten Güte, in mein Unglück hereinziehe. Du weißt, daß mich ein Geheimniß quält, welches ich nicht verrathen darf; dies Geheimniß liegt wie ein Abgrund zwischen unsern Herzen und verbittert uns Beiden das Leben. — Habe noch eine Zeitlang Geduld, Editha, last mich ungetröstet leiden und harre mit mir aus, bis ich meine Befreiung erhalte. Anderthalb Jahre noch stehn bevor; nimmt der barmherzige Gott mich bis nach deren Verlauf unter seinen Schutz, so will ich Dir Alles, was Du um mich getragen, hundertfach ersetzen, Dich ehren, lieben, Dir dankbar sein, mein ganzes Denken Deinem Glücke weihen.«

»Ach mein armer Wilfried, ich klage Dich nicht an,« murmelte sie, ihm die Hand drückend; »könnte ich nur von Zeit zu Zeit wieder ein Lächeln in Deinen Zügen sehn!«

»Ich will Dich nicht täuschen, Editha,« sagte er tief traurig, »je näher die Zeit meiner Erlösung rückt, um so mehr wächst die Gefahr und sie ist so groß, so entsetzlich, daß vor Angst vergehen möchte.«

»O mein Gott,« seufzte Editha unter neuen Thränen dann aber faßte sie sich und sagte tröstend: »Anderthalb Jahre ist zwar eine lange Zeit, aber sie wird vergehn; ich

will nicht weinen, nicht klagen, auch Dein Geheimniß nicht wissen, sondern geduldig sein und nur zu Gott flehn und aus seine Barmherzigkeit vertrauen. Suche auch Du, Muth zu schöpfen, und zu hoffen, mein lieber Wilfried; was immer indessen geschehen möge, ich ehre Deinen Schmerz und klage Dich nicht an.«

Er dankte seiner guten Frau für ihre edle Gesinnung und zeigte von jetzt an in der That etwas mehr Vertrauen, doch sollte die günstige Aenderung nur kurze Zeit vorhalten; Wilfrieds traurige, düstere Stimmung gewann bald wieder so sehr die Oberhand, daß Editha fürchtete, sein Verstand könnte darunter leiden.

So verging beinah ein ganzes Jahr; sechs Monate noch, dann war die Prüfung überstanden.

Das Herannahen der Erlösung ihres Gatten war für Editha gewiß eine Freude, doch schien es oft, als sollte er den ersehnten Zeitpunkt nicht erreichen. Er liebte die Einsamkeit mehr als je, sprach wenig, wurde bleich und mager und schien von einem schleichenden Fieber verzehrt zu werden.

Um diese Zeit saßen die beiden Gatten einst still und traurig im Speisesaal, als der Wächter auf dem Thurm die Ankunft eines Fremden verkündete.

Wie gewöhnlich legte Wilfried eine große Unruhe an den Tag und wollte den Saal verlassen, doch der Gast folgte dem ihn anmeldenden Diener gleich auf dem Fuße,

es war der Ritter Oswald von Havixberg, ein Freund des verstorbenen Grafen von Günther.

Da man glaubte, daß er wie in alter Zeit die Gastlichkeit der Burg in Anspruch nehmen würde, wollte man ihn seiner bestaubten Oberkleider entledigen und ihm Speise und Trank vorsetzen, doch er sagte, daß er nur im Vorüberreiten die Schloßherrschaft begrüßen könne und nach kurzer Rast weiter müsse.

Nachdem der Ritter Platz genommen hatte und ein Krug des besten Weines vor ihn hingestellt war, sagte Editha höflich:

»Wie freue ich mich, Euch Zu sehn, mein guter Herr von Havixberg; seit unserm schmerzlichen Verluste habt Ihr Felsenburg erst einmal mit Eurer Gegenwart beehrt. Welchem Umstande verdanken wir denn heute die Freude Eures Besuches? Seid Ihr bei Hofe gewesen?«

»Nein, edle Frau,« versetzte der Ritter, »eine traurige Veranlassung trieb mich an, bei dem Klausner am schwarzen Felsen Hilfe zu suchen, und getröstet kehre ich nun von meiner Wallfahrt heim.«

»Beim Klausner am schwarzen Felsen?« fragte Editha verwundert.

»Wie, Ihr kennt diesen heiligen Mann nicht?« rief Ritter Oswald.

»Der schwarze Felsen liegt kaum zwei Wegstunden von hier entfernt, gerade an der Grenze Eures Gebietes,

wenn ich nicht irre.«

»Wir kennen ihn wohl, er scheint aus dem brausenden Strom zum Himmel empor zu schießen,« antwortete Editha, »aber daß ein Klausner dort wohnt, haben wir nicht gewußt.«

»Das ist sonderbar,« sagte der Ritter, »man spricht doch allenthalben von seinem gottseligen Leben und rühmt die Kraft seines Gebetes. Er heilt durch seinen Segen nicht allein die meisten leiblichen Krankheiten, sondern besiegt auch alle Werke des bösen Geistes, als da sind Zauberei, Beschwörungen, Flüche und Verwünschungen; nichts widersteht seinem Gebete.«

Diese letzten Worte erregten in hohem Masse die Aufmerksamkeit Wilfrieds und seiner Gemahlin.

»Ihr wißt doch, edle Frau,« fuhr der alte Ritter fort, daß Linda, meine jüngste Tochter, ein blühendes, frisches Mädchen war.«

»Vor einigen Monaten nun krankte sie, und kein Arzt kann die wahre Natur des Uebels ergründen. Sie siecht dahin, ist müde und bleich und magert täglich mehr ab, ohne daß ihr eigentlich etwas fehlt und ohne daß sie Schmerzen hat. Ich wage kaum es auszusprechen und kann doch kaum noch zweifeln, sie muß von dem bösen Blick oder der bösen Hand getroffen sein. Da habe»ich denn den Schutz des Klausners vom schwarzen Felsen für sie angerufen. Der Mann ist ein Heiliger, daran Zweifle

ich keinen Augenblick. Tag und Nacht liegt er betend auf den Knieen und schlägt sich blutig mit einer scharfen Geißel; er genießt nichts als Kräuter und schläft auf dem nackten Erdboden, sein Leben ist eine fortgesetzte Buße für der Menschen Sünden.«

»Und hat er versprochen, Linda zu heilen?« fragte Editha.

»Er hat versprochen, für sie zu beten und mir Trost und Muth gegeben. Wenn mein armes Kind gerettet wird, so weiß ich, wem ich dafür zu danken habe.«

»Und dieser heilige Mann wohnt au dem schwarzen Felsen,« fragte Wilfried sinnend.

»Nicht darauf,« war die Antwort, »sondern in dem Schoße des Felsens, etwa hundert Fuß über dem Wasser in einer Höhle. Der Ort wäre schwer zu finden, wenn nicht ein hölzernes Kreuz als Wegweiser diene.«

Nachdem man noch eine Weile geplaudert hatte, stand der Ritter auf um sieh zu Verabschieden. Wilfried und Editha gaben ihm das Geleit bis zum Thore der Burg.

Sobald sie allein waren, fragte Editha ihren Gatten, ob er nicht auch dem Klausner am schwarzen Felsen einen Besuch abstatten möchte, um Beistand und Trost bei ihm zu suchen.

Wilfried wollte sich anfangs nicht dazu verstehn, doch wandte Editha ihre ganze Beredtsamkeit auf, ihn zu überzeugen, daß das Gebet des frommen Greises in

keinem Falle schaden, ihm vielmehr den Schutz des Himmels zuziehn werde.

So ließ er sieh denn endlich bestimmen und versprach, morgen zum schwarzen Felsen zu reiten.

Die fromme Edelfrau aber, die auf nichts Geringeres als seine vollständige Erlösung hoffte, bat ihn, die kleine Reise noch an demselben Tage zu unternehmen.

Es war kurz nach Mittag; in einer Stunde konnte den schwarzen Felsen erreichen und wenn er auch lange bei dem Klausner blieb, so war er doch vor Abend jedenfalls wieder zurück.

Ihrem Rathe folgend befahl Wilfried einem Diener, zwei Pferde zu satteln und traf sofort die übrigen Vorbereitungen zu dem kleinen Ausflug.

Editha umarmte heim Abschied ihren Gatten, das Herz von einem frohen Vorgefühl erfüllt; auch in ihm suchte sie die Hoffnung auf guten Erfolg zu wecken, als sie ihn zum Thor begleitete, und winkte ihm mit ihrem Schleier, so lange sie ihn sehen konnte.

Von seinem Diener gefolgt ritt Wilfried am Ufer des Flusses dahin; er ließ den Zügel auf dem Halse des Pferdes hängen, nicht weil das Thier den engen Pfad besser kannte als er selbst, sondern weil er, von beängstigenden Vorstellungen gequält, in trübes Sinnen verloren war.

Zuweilen wurde er daraus geweckt durch das Brausen

des Stromes, wenn derselbe rauschend von felsigem Gestein niederstürzte und auf einem wirbelndem kochenden Schooße die seltsamsten Klagelaute emporzusenden schien; ein anderes Mal überraschte ihn die plötzliche Finsterniß, wenn er durch eine Kluft ritt, deren kalten, feuchten Boden nie ein Sonnenstrahl geküßt; dann wieder fuhr er zusammen bei dem Schrei eines Raubvogels oder dem Krächzen der Raben, die gleich Unglücksboten über ihm fortzogen.

Alles nahm in seinen Augen eine drohende Gestalt an, Alles schien ihm Unheil zu verkünden und er würde gewiß umgekehrt sein, wenn nicht sein, Editha gegebene Versprechen und die Scham über seine Schwache ihn abgehalten hätten.

Nach etwa anderthalbstündigen Ritt kam er in eine wilde Gegend, wo verlängert die Felsen durch ein Erdbeben auseinander gerissen und zertrümmert worden waren. Hier stürzte sich der Fluß mit wildem Brausen auf riesiges Gestein, das ihm den Lauf versperrte und theilte sein Wasser in zahllose kleine Bäche, die geschmeidigen Schlangen gleich, sich zischend zwischen den Felsstücken durchwandten, um etwas weiter mit donnerndem Tosen in den schäumenden Abgrund zu fallen.

Inmitten dieser trostlosen Natur erhob der schwarze Felsen seine Zackige Spitze zum Himmel.

Wilfried sah etwa hundert Fuß über dem Wasser in der Felsenwand eine dunkle Höhle und daneben ein hölzernes Kreuz, das aus einer Spalte hervorzuwachsen schien. Er näherte sich dem Fuße des Felsens und überlegte eben bei sich, wie es nur möglich sei, daß ein Mensch die steile Höhe bis zu der Klause emporsteigen könne, als er einen engen Pfad gewahrte, der durch die zerbröckelten Steine gebahnt war.

Noch schwankte er, ob er hinaufsteigen solle; ihm selbst war der Schrecken unerklärlich, den dieser Besuch ihm einflößte, es war, als wirke eine unsichtbare Gewalt auf ihn ein um ihn zurückzuhalten; sollte er darin eine Weisung des Himmels, oder eine feindliche List erkennen? Seinen Muth zusammennehmend beschloß er aber, den Versuch zu wagen, es koste, was es wolle.

Er wies seinem Diener eine Stelle am Ufer des Flusses an, wo spärliches Gras zwischen den Steinen wuchs, hier sollte er mit den Pferden seiner Rückkehr harren. Dann machte er sich frisch auf den Weg und gelangte nicht ohne große Anstrengung an den vorspringenden Rand, der eine natürliche Galerie vor der Höhle bildete.

Wilfried blieb eine Weile an dem Eingange derselben stehn und blickte beklommenen Herzens hinein, doch konnte er bei dem darin herrschenden grauen Dämmerlichte anfangs nichts unterscheiden. Der erste Gegenstand, der ihm in's Auge fiel war eine Geißel welche aus schmalen, ledernen Riemchen bestand an

deren Enden scharfe eiserne Haken hingen und diese Riemen und Haken waren von Blut geröthet, von frischem noch feuchtem Blut!

Wiewohl Wilfried den Klausner noch nicht sah, mußte dieser also doch in der Höhle sein, da er sich nur eben erst so furchtbar hier geißelt hatte.

Zögerend trat der Ritter ein; kaum aber hatte er einige Schritte gethan, als er entsetzt zurückfuhr. Dort hinten in der Ecke lag auf trocknen Blättern eine menschliche Gestalt, besinnungslos, vielleicht todt, denn sie rührte und regte sich nicht und hatte das Gesicht der Erde zugewendet.

Um von seinem peinlichen Zweifel befreit zu werden, rief Wilfried mit lauter Stimme:

»Schlaft Ihr, frommer Eremit?«

Der Klausner bewegte die Arme, Wilfried glaubte zu bemerken, daß er sich aufzurichten versuchte, doch gelang es nicht und von Mitleid getrieben sprang der Ritter herzu um ihm zu helfen; der Greis aber wehrte ihn ab und sagte, sich auf seine Ellbogen stützend:

»Nein, laßt mich mein Elend allein tragen: ich bin schwach, meine Glieder schmerzen, doch es wird vorübergehen . . . Was führt Euch zu dieser Klause, Herr?«

»Man rühmt weit und breit die Kraft Eures Gebetes, ehrwürdiger Vater,« sagte Wilfried, »Euer Segen heilt

nicht allein die Krankheiten des Körpers, er tilgt gleichfalls die Werke des Teufels und bricht die Zauberei. Auf mir lastet ein schrecklicher Fluch, ich komme daher, Euch zu bitten . . . «

Die Stimme des Ritters schien auf den Greis eine seltsame Wirkung zu üben; er lauschte eine Zeitlang mit glänzenden Augen, nahm dann all seine Kraft zusammen und stand auf. Endlich ergriff er die Hand des Ritters, zog ihn dem Eingange zu und rief lebhaft:

»Kommt an das Licht, o laßt mich Euch in's Angesicht sehn!«

Und kaum hatte ein heller Lichtschein die Züge des Ritters getroffen, als der Klausner die Hände flehend zum Himmel erhob und voll inniger Freude ausrief:

»Er lebt, er lebt! Ich sehe ihn wieder, Wilfried von Iserstein!«

»O mein Gott, Nyctos! Ihr seid Nyctos der Zauberer?« rief der Ritter, überrascht zurückspringend.

»Wie beglückt mich Euer Kommen!« fuhr der Greis fort, »ich verging oft vor Angst bei dem Gedanken, daß Euer Schicksal sich erfüllt haben könnte und vergoß Thränen über Euer beklagenswertes Ende . . . «

»So seht Ihr nicht mehr, was fern von Euch geschieht?« fragte Wilfried.

»Nein Herr, ich weiß auf Erden nichts mehr, was außerhalb des Bereiches der menschlichen Sinne liegt,«

war die Antwort, »der Zauberer ist todt in mir, ich suche mich von allem Schmutz der Sünde zu reinigen und hoffe daß Gott mir, bevor ich sterbe, vergeben wird . . . Doch nun erklärt mir einmal, wie es möglich ist, daß Ihr hier in dieser unnahbaren und verborgenen Höhle so plötzlich erscheint. Was trieb Euch in diese Wildniß. Der barmherzige Gott . . . «

»Oder die Hölle, die mir einen Fallstrick legen will,« seufzte der Ritter.

»Nein, fürchtet das nicht, Herr; diese Höhle erfüllen Tag und Nacht die Gebete eines armen Büßers, das Sinnbild unserer Erlösung beschützt sie: zum schwarzen Felsen führt der Erbfeind des Menschengeschlechtes diejenigen nicht, welche er verderben will . . . «

»Setzt Euch auf den großen Stein dort, Herr Ritter, ich nehme dann an Eurer Seite Platz und Ihr erzählt mir, welchem Umstände ich die Freude verdanke, Euch hier zu sehn.«

Wilfried berichtete nun wahrheitsgetreu Alles was er erlebt hatte, von dem Augenblicke an, da er auf den Rath des Zauberes Nyctos seine Heimath verließ.

Der Klausner unterbrach wiederholt diese Erzählung und legte lebhaftige Sorge an den Tag, besonders als Wilfried mittheilte, daß er verheirathet sei und in der naheliegenden Felsenburg wohne. Die Versicherung aber, daß Niemand in der ganzen Gegend Wilfrieds wahren

Namen kenne, ja daß selbst seine treue, edle Gemahlin nicht in das Geheimniß eingeweiht sei, beruhigte ihn vollständig und ließ ihn in dem Vorgefallenen eine Fügung Gottes und einen Beweis Seines Schutzes sehn.

»Je näher nun der Augenblick meiner Erlösung kommt,« schloß Wilfried seine Erzählung, »um so qualvoller wird mein Leben. Eine furchtbare Angst peinigt mich Tag und Nacht, das leiseste Geräusch macht mich zittern und weckt in mir die Furcht, daß meine Eltern plötzlich mich auffinden könnten, ich sehe sie in wildem Wahnsinn, ihr theures Blut klebt an meinen Händen! So sterbe ich hundertfachen Tod. — Man hat mir Euer gottesfürchtiges Leben beschrieben, ehrwürdiger Vater, sind die Kraft Eurer Fürbitte; darum flehe ich jetzt: helft auch mir, vernichtet den Fluch, unter dem ich leide und gebt meiner armen, gebeugten Seele den Frieden wieder, sonst muß ich erliegen. Ihr seid meine einzige Zuflucht, habt Erbarmen und ich werde Euch dankbar sein bis zu meiner letzten Stunde.

Bei diesen Worten ließ der Ritter sich aus ein Knie nieder und hob bittend die Hände zu dem Greise empor.

Dieser hieß ihn aufstehn und versetzte mit einem sanften Lächeln:

»Ihr fleht um meinen Beistand, meine Fürbitte? Ach wüthet ihr, Graf Wilfried, wie jeder Athemzug, jeder Schlag meines Herzens Euch allein geweiht ist! Ich habe

Rom besucht, ich habe zu Jerusalem das heilige Grab mit meinen Thränen benetzt, habe Durst und Hunger, die unerträgliche Hitze der Wüste, die Mißhandlungen der Heiden willig erduldet und mich nach meiner Rückkehr vor etwa sechs Monaten in diese Wildniß vergraben, um zu beten und zu büßen, bis mein erschöpfter Körper unter den blutigen Geißelschlägen zusammenbricht. Und für wen, für wessen Heil, glaubt Ihr, will Nyctos selbst dem Tode sich hingeben? Für Euch ganz allein . . . «

»Für mich?« murmelte Wilfried erstaunt.

»Ja, für Euch; um den Fluch von Euch fern zu halten, bis die Stunde Eurer Rettung geschlagen hat.«

O Ihr edler Menschenfreund!« rief der Ritter, »wie soll ich Euch dafür meine Dankbarkeit hinlänglich beweisen? Seid gesegnet für diese Eure unendliche Güte!«

»Eure Dankbarkeit verdiene ich nicht,« sagte der Klausner, traurig den Kopf schüttelnd, »was ich für Euch dulde und wirke, geschieht zugleich für mich selbst; von Eurer Erlösung hängt zugleich meine Seligkeit ab.«

»Eure Seligkeit?«

»Erfüllt sich Euer schreckliches Geschick, taucht Ihr Eure Hände in das Blut Eurer Eltern, so ist meine Seele verdammt . . . «

»Ihr irrt Vater, die Seele Eures Freundes wollt sagen, die Seele des gottvergessenen Zauberers der den Fluch über mich aussprach.«

»Ich habe gelogen,« versetzte der Klausner, »die Furcht vor Eurer gerechten Rache, die Scham über meine Missethat ließ mich die Wahrheit verbergen. Jetzt ist mir Alles gleich, ich fürchte den Tod nicht mehr. Der Zauberei von dem ich Euch sagte war niemand Anderes als ich, Nyctos . . . «

« »Großer Gott, was muß ich hören!« rief Wilfried aufspringend, »und ich habe die Hand geküßt, die mich zum Elternmorde treibt! Ha, Ihr sollt es mir bezahlen, scheinheiliger Sohn der Hölle, meine Rache will ich kühlen in Eurem verhaßten Blut!«

Bei diesen Worten riß er den Degen aus der Scheide, um dem Greise das Herz zu durchbohren, . . . dieser hatte ruhig seine Brust entblößt und erwartete den Stoß mit so seligem Lächeln, daß Wilfried zögerte und mit erhobener Waffe regungslos stehen blieb.

»Stecht zu, Herr,« sagte der Klausner, »ich habe es verdient. Sterbe ich durch die Hand des Opfers meiner Bosheit, so darf ich hoffen, daß Gott mir diese Strafe als letzte Buße auferlegt und daß seine Gnade mich wieder aufnimmt. Wenn Euer Herz Euch zu dieser That treibt, so zaudert nicht.«

Durch eine so wunderbare Ergebenheit besiegt, fühlte Wilfried seinen Zorn entweichen und empfand statt dessen einen lebhaften Schrecken bei dem Gedanken, wie nah er daran gewesen war, einen Mord zu begehn, an

einem wehrlosen Manne obendrein, der durch harte Buße sich mit dem Herrn versöhnt hatte und in seinen Augen vielleicht ein Heiliger war.

Er steckte den Degen ein, sank seufzend auf seinen Platz zurück und bedeckte das Gesicht mit beiden Händen.

Eine Zeitlang herrschte tiefe Stille.

»Herr Ritter,« begann der Klausner wieder, »warum sitzt ihr so hoffnungslos da? Wenn Ihr aus eigenem Antriebe auf Eure Rache verzichtet, so erkenne ich darin wiederum eine Fügung Gottes, der mich am Leben erhalten will, damit ich Euch beistehe bis zum Ende. Streiten wir nicht Beide gegen einen gemeinsamen Feind? Und haben unsere vereinten Kräfte nicht größere Aussicht auf den endlichen Sieg.«

»Schrecklich, entsetzlich,« murmelte Wilfried, »ich muß die Hilfe desjenigen annehmen, der mich verflucht hat! . . . Da Ihr nun aber heilig seid und Alles durch Euer Gebet vermögt, so vernichtet die Folgen Eurer eignen Zauberei, nehmt den Fluch von meinem Haupte!«

»Das kann ich nicht.«

»So seid Ihr dennoch machtlos!«

»Das Gebet ist meine einzige Macht; Gott anflehn, daß Er Euch stärke und beschütze bis zu Eurer Befreiung ist Alles, was wir thun können. Ihr habt Unrecht, Herr, so wenig Vertrauen zu hegen. Ich erkenne vielmehr in der

Vergangenheit die sichtlichen Zeichen eines höheren Schutzes und je näher die Zeit Eurer Erlösung kommt, um so mehr wächst meine Hoffnung. Selbst was sei Eurer Abreise Euren Eltern widerfahren ist . . . «

»Meinen Eltern?« fiel ihm Wilfried in die Rede, »wißt Ihr denn, wie es ihnen geht? Leben sie noch?«

»Es ist ungefähr ein Jahr,« versetzte der Greis, »daß ich von meiner Wallfahrt aus dem Osten zurückkehrend, als Pilgrim den Iserstein besuchte und bei Euren Eltern gütige Aufnahme fand.«

»=, Gott sei tausendmal gedankt für diese frohe Nachricht!« rief Wilfried, »und was macht meine Mutter? ist mein armer Vater sehr gealtert? Waren sie gesund?«

»Ja, soweit der Kummer es zuläßt, Herr. Die Zeit hat ihre Verzweiflung einigermaßen gemildert, wiewohl sie noch jede Stunde ihres Lebens um den Verlust des geliebten Sohnes trauern.«

»O, welches Glück!« rief der Ritter, »erreiche ich nun das ersehnte Ziel, so werde ich meine Eltern wiederfinden, meine geliebte Mutter an mein Herz drücken! Seht, dieser Gedanke allein füllt meine Augen mit Freudenthränen . . . Aber glauben denn meine Eltern nicht, das ich todt sei?«

»Nein, sonst waren sie vor Schmerz und Leid gestorben.«

Als Ihr nicht zurückkehrtet von der Jagd, sandten sie

Diener aus und ließen die ganze Umgegend von Iserstein durchsuchen, um, falls Ihr verunglückt wäret, wenigstens Eure Leiche in geweihter Erde begraben zu können. Die Diener entdeckten in Harlebeca Euer Pferd und erfuhren von den Leuten dort, daß Ihr als Minnesänger gekleidet, die Leyer über der Schulter, gen Osten gewandert wäret. Sobald Euer Vater diese Nachricht erhielt, machte er sich auf, Euch zu suchen. Er durchreiste viele Gauen der Niederlande und Deutschlands, und sandte treue, eifrige Diener nach allen Richtungen aus, aber — und das beweist, Herr, daß Gottes Schutz Euch geleitete, — Keiner von ihnen fand Eure Spur. — Später erzählte ihnen ein Herr von Hochstädt daß er Euch zu Arlen auf einer Hochzeit habe singen hören. Euer Vater begab sich sofort dahin und durchforschte wochenlang die Gegend zwischen Rhein und Maas, wer weiß, vielleicht ist er selbst an Felsenburg vorüber gekommen, aber eine höhere Macht hat Euren Aufenthalt seiner Aufmerksamkeit entzogen und er ist, der vergeblichen Versuche müde, nach Iserstein zurückgekehrt.«

Mit klopfendem Herten lauschte Wilfried den ersten Nachrichten, die er seit der langen Trennung von seinen Eltern erhielt. Er war glücklich, seine Augen strahlten vor Freude, denn die Worte des Greises hatten außerdem die Ueberzeugung in ihm geweckt daß Gott über ihm wachte und ihn auch weiter gnädig beschützen würde.

Länger noch als eine Stunde setzte er die Unterredung

mit dem Klausner fort, er wollte, bis in die kleinsten Einzelheiten, Alles wissen, was seinen Eltern begegnet war, und der Greis vollzog bereitwillig seine Wünsche, indem er zugleich Gelegenheit nahm, ihm Gottvertrauen und Muth einzuflößen.

Wilfried kannte sich selbst nicht mehr; sein Herz schlug wieder frei und freudig, er fühlte sich von inniger Dankbarkeit zu dem Manne beseelt, der ihm den Frieden wiedergegeben hatte.

Wie würde Editha sich treuen, wenn er ihr voll gläubigen Muthes seine seine feste Zuversicht auf endliche Erlösung verkünden konnte!

Im Begriff, von dem Klausner Abschied zu nehmen sagte er, ihm die Hand drückend:

»Ehrwürdiger Vater, jetzt bin ich zwar muthig und stark, aber wer steht mir dafür, daß, fern von Euch, der alte Zustand nicht wiederkehrt. Erlaubt Ihr mir in diesem Falle, mir neuen Trost und neue Hoffnung bei Euch zu holen?«

»Kommt so oft Ihr wollt, so oft Euch Sorge und Angst befällt,« versetzte der Greis, »wir wollen zusammen beten. Geht in Frieden, der Segen Gottes wolle Euch geleiten.«

Wilfried stieg von dem Felsen hernieder, rief seinen Diener und ritt in raschem Trabe heimwärts. Wie schön, wie lachend erschien ihm jetzt diese wilde Gegend, wie

glänzend das roosenfarbige Licht der Abendsonne, wie
prächtig die schäumende Fluth!

VIII.

Sechs Wochen lang verharrte Wilfried in vollem Vertrauen auf den Schutz des Himmels; er war fröhlich und wohlgemuth, holte selbst, den Bitten Edithas folgend, zuweilen s—eine Leyer hervor und sang ihr seine schönsten Lieder.

Allmählich aber begann sein Schlaf wieder durch schreckliche Träume gequält zu werden und Noth und Sorge stellten sich wie vormals ein.

Das einzige Mittel, diese quälende Gemüthsstimmung zu überwinden war ein Besuch bei dem Klausner; von Zeit zu Zeit begab der Ritter sich zum schwarzen Felsen und kehrte jedesmal gestärkt und mit neuer Hoffnung heim.

So erreichten sie endlich den ersehnten St. Corneliustag; wenn er bis morgen dein Fluche entging, sollte Wilfried seine Freiheit wieder haben, doch er fühlte es an der fieberhaften Unruhe, die ihn quälte, und an den schrecklichen Bildern, die seinen Augen vorschwebten, daß der Einfluß des Zaubers mächtiger denn je in ihm wirkte.

Den größten Theil des verhängnißvollen Tages verbrachte er mit seiner Gemahlin in der Schloßkapelle,

doch selbst das Gebet gab ihm keinen Frieden. Unaufhörlich lief ein kaltes Grausen durch seine Glieder, er glaubte Stimmen in seinen Ohren zu hören, die ihm zuflüsterten, er würde den folgenden Morgen nicht erreichen und der Fluch ihn dennoch treffen, wie sehr er selbst, Editha und Nyctos ihn abzuwenden strebten.

Schon neigte die Sonne steh dem Westen zu, der Abend begann zu dämmern. Da wurde die Angst des armen Ritters beinahe unerträglich, er war fest überzeugt, daß nun, in dieser Nacht, die Vermaledung sich erfüllen müsse, und wie sehr auch seine Gattin sich bemühte, ihm Muth einzuflößen, es wollte ihr nicht gelingen.

»Ach Editha, ich bin so unglücklich,« seufzte er, »meine Sinne sind verwirrt, eine unsägliche Angst foltert mich! — Hättest du eine Ahnung von dem Elend, daß mich bedroht, so würdest du begreifen, wie mir ums Herz ist, doch ich darf es dir nicht sagen. Warum bin ich nicht zum schwarzen Felsen gegangen? Warum stellte ich mich nicht für die bevorstehende schreckliche Nacht unter den Schutz des Klausners? Bei ihm hätte ich vielleicht Ruhe gefunden vor den grausigen Bildern, die mich hier verfolgen.«

»Den Gedanken hat Gott Dir eingegeben!« rief Editha erfreut; »noch ist es nicht zu spät; »wenn die Gegenwart des frommen Klausners Dir Trost bringen kann, so begib Dich eiligst zu ihm.«

»Du hast Recht, Editha, ich danke Dir für diesen guten Rath,« stimmte Wilfried bei; »ich kann, ehe die Nacht hereinbricht, den schwarzen Felsen noch erreichen und werde dort neben dem Greise knieend, die Stunde meiner Erlösung erwarten.«

Wenige Augenblicke später verließ er seine Burg und ritt dem schwarzen Felsen zu. —

Spät am Abend saß Editha sinnend am Tisch in dem großen Speisesaal.

Es war den Tag über drückend heiß gewesen; dann hatten am südlichen Horizonte sich schwere Wolkenmassen gesammelt und jetzt brach das Ungewitter los. Glühende Blitze schienen den Raum mit Feuer zu füllen, furchtbare Donnerschläge ließen die Burg in ihren Grundfesten erzittern und der Platzregen schlug klirrend gegen die Fenster.

Editha dachte ihres Gatten; die Schrecken der Nacht und des Gewitters machten auch auf sie ihren Einfluß geltend, sie erzitterte in einer unüberwindlichen Angst und tröstete sich nur in dem Gedanken, daß Wilfried den schwarzen Felsen längst erreicht haben müsse und nun in der Klause unter dem mächtigen Schutze des Eremiten sei.

Allmählich legte sich der Sturm, die Blitze wurden seltener, das Krachen des Donners minder heftig, nur Regen fuhr fort, prasselnd gegen die Fenster zu schlagen.

Da erschallte mit einem Male das Horn des Wächters, es mußte Jemand angekommen sein! Editha fuhr erschreckt zusammen. Sollte ihr Gemahl durch das Unwetter zurückkehren? Und warum? War ihm ein Unglück geschehn?

Nicht lange währte dieser ängstliche Zweifel; ein Diener trat ein und meldete, daß Zwei Pilger, ganz durchnäßt vom Regen und erschöpft von Ueberanstrengung, um ein Nachtlager baten. Sie schienen betagt, und von guter Herkunft zu sein.

Editha befahl die Gäste in den Saal zu führen, bat sie, Platz zunehmen und ließ ihnen Speise und Trank versetzen.

Inzwischen betrachte sie die Beiden genau, es war ein Mann und eine Frau; der Erstere von hoher Gestalt und ehrfurchterwerkendem Wesen. Die Frau mußte vormals sehr schön gewesen sein, denn ungeachtet der tiefen Falten auf Stirn und Wangen lag ein überaus angenehmer Ausdruck in ihren Zügen.

Anfangs sprach Editha nur über das entsetzliche Wetter mit ihnen und war ihnen behilflich ihre durchweichten Oberkleider abzulegen. Auf ihren Befehl brachten die Diener erwärmende trockene Kleidungsstücke herbei.

Nachdem sie sich dann erquickt und einigermaßen ausgeruht hatten, fragte die Edelfrau nach ihrem Namen und wie es käme, daß sie zu so später Stunde in die Nähe

von Felsenburg gekommen seien? Wahrscheinlich hatten sie sich in der wilden Gegend verirrt, — wohin ginge denn aber ihre Wallfahrt? Wollten sie nach Aachen oder Köln? Der Weg nach Deutschland führe doch nicht an Felsenburg vorüber.

»Verirrt haben wir uns nicht,« war die Antwort, »das Gewitter überraschte uns auf dem Wege zu Eurer gastlichen Burg. Wir suchten Schutz in einer Felsenhöhle aber die Nacht zwang uns, trotz strömenden Regens dieselbe zu verlassen und so kamen wir hierher . . . Wir suchen nicht die volkreichen Städte und Landstriche auf, sondern durchstreifen auch die abgelegensten Gegenden, besuchen die einsamsten Burgen in der Hoffnung, etwas von unserm Sohne zu erfahren, den wir verloren haben. Vielleicht ist er todt . . . «

»Ihr habt Euren Sohn verloren? Wie unglücklich müßt Ihr sein!« rief Editha, »und nun forscht Ihr nach ihm in dieser Wildniß? Wohnt Ihr weit von hier?«

»In Flandern, edle Frau; mein Name ist Folkard, Graf von Iserstein.«

»Es gereicht mir zur hohen Ehre, solch edlen Gästen ein Unterkommen geben zu dürfen,« sagte Editha, »mein Gatte ist leider abwesend, aber morgen früh kehrt er zurück und wird sich freuen, Euch unter seinem Dache zu sehn. — Ihr sucht also Euren Sohn so weit von der Heimath? Hat man ihn Euch geraubt?«

»Ach dass ist eine eben so traurige als unbegreifliche Geschichte,« antwortete der Pilger, »wir hatten nur diesen einen Sohn, der unser ganzer Stolz, unsere ganze Freude, dessen zärtliche Liebe zu uns unser größtes Glück war. Vor nun gerade fünf Jahren ging er auf die Jagd, um einen Hirsch zu verfolgen, und seitdem haben wir ihn nicht wiedergesehn, wie wohl viele treue Freunde und Diener ihn mit uns gesucht, ich selbst zu dem selben Zwecke vier weite Reisen unternommen habe. Die Ungewißheit, der Kummer ließen uns keine Ruhe mehr und da haben wir uns denn aufgemacht, um noch einen letzten Versuch zu wagen.«

»Er wird doch nicht etwa auf der Jagd verunglückt sein?« fragte Editha theilnehmend.

»Mein Gatte vergaß Euch zu sagen, edle Frau, daß wir nicht ganz ohne Nachricht von ihm geblieben sind,« bemerkte die Gräfin Iserstein. »Wir wissen, daß er zu Harlebeca sein Pferd verkauft und die Stadt dann wohlbehalten zu Fuß verlassen hat. Wie es möglich war, daß er, der liebevollste Sohn, ohne Abschied von seinen Eltern sich trennen konnte, ist und bleibt ein mir unerklärliches Geheimniß.«

»Und noch unerklärlicher ist es, daß unser Sohn die Trennung von uns und seiner Heimath sehr leicht zu nehmen scheint,« setzte der alte Herr hinzu, »denn einer meiner Freunde hat ihn zu Arlen gesehn, wo er mit vielen Minnesängern um den Preis rang.«

»Minnesänger!« murmelte Editha.

»Ja, edle Frau, bei allein Schmerz um seinen Verlust quält uns auch noch der Gedanke, er könnte uns treulos vergessen haben.«

»O Folkard,« rief die Gräfin, »wie kannst Du mir so das Herz zerreißen, wie unsern armen Wilfried beschuldigen!«

Editha sprang auf und rief erstaunt:

»Wilfried? Euer Sohn heißt Wilfried?«

Doch zugleich fiel ihr ein, sie könnte in der Aufregung eine große Unvorsichtigkeit begangen haben; sie setzte sich daher wieder an den Tisch und sagte mit etwas gezwungenem Lächeln:

»Wilfried also hieß er? Ach ich hatte einen Bruder desselben Namens, der im Dienste des Kaisers auf dem Schlachtfelde fiel, daher meine Erregung . . . Und Euren Sohn hat man als Minnesänger gesehn?«

Der Graf und die Gräfin Iserstein blickten sie stillschweigend an; trotz der versuchten Erklärung entstand in Beider Herzen der Gedanke, die Schloßherrin von Felsenburg müsse ihren Sohn kennen oder wissen, wo er sich aufhalte.

»Ach edle Frau«, begann die Gräfin flehend, »täuscht unsere Hoffnung nicht, gewiß könnt Ihr uns Nachricht geben von unserm Sohn, sein Name allein hat Euch zu tief bewegt, als daß Ihr nur dabei des gestorbenen

Bruders hättet gedenken sollen. Auch wart Ihr erfreut, Euer Mund öffnet sich schon, um das Wort auszusprechen, dass uns beglücken könnte; seid darum großmüthig habt Mitleid mit uns armen Eltern, die wir seit fünf Jahren vor Betrübniß vergehen. Sagt und, was Ihr von unserm Kinde wisst.«

Durch ausweichende Antworten suchte Editha der Offenbarung der Wahrheit zu entgehn und es gelang ihr endlich, die Pilger zu überzeugen, daß sie nur ihres zärtlich geliebten, früh verstorbenen Bruders gedacht hätte. Glaubte sie doch, aus den Klagen Wilfrieds verstanden zu haben, daß seine Eltern von ihm nichts wissen dürften, und morgen sollte er ja zurückkehren, frei und durch keine feindliche Gewalt mehr beeinflusst. Dann würde er, außer sich vor Freude, seine Eltern in die Arme schließen, aber heute durfte sie sein Geheimniß noch nicht verrathen.«

Die ermüdeten Gäste baten jetzt um die Erlaubniß, sich zur Ruhe begeben zu dürfen.

Editha führte sie die Treppe hinauf in ein großes prächtiges Gemach, wo schon eine kleine Nachtlampe brannte.

Alls ihre Begleiter über den Reichtum der sie hier umgab ihre Verwunderung äußerten, sagte sie lächelnd:

»Viele Gemächer wie dieses befinden sich in der That in Felsenburg nicht, ich will nur gestehn, daß es wein

eigenes ist, denn mein Gatte würde es mir nimmer verzeihen, wenn ich Euch nicht alle nur erdenkliche Ehre erwiesen hätte. — Nein, weigert Euch nicht, es zu benutzen, ich werde heute sehr spät schlafen gehn, in einem kleineren, über diesem befindlichen Zimmer. Und nun gute Nacht; Gott schenke Euch ruhigen Schlaf.«

Ohne auf die Einwendungen der Pilger zu hören verließ sie das Gemach und begab sich wieder hinunter in den Saal.

Dort saß sie lange und dachte über den seltsamen Vorgang nach.

Die Gäste, welche sie beherbergte, waren die Eltern ihres Gemahls! Sie hatte mithin ein Geheimniß entdeckt, daß er ihr so lange verborgen hatte, sein Name war Graf Iserstein, sein väterliches Schloß lag in Flandern. Was aber konnte ihn angetrieben haben, seine Heimath zu fliehen, seinen Eltern so tiefen Schmerz zu bereiten. Ein Fluch? Welcher Art? und von wem konnte er ausgesprochen sein? Daß er morgen hocherfreut sein würde, seine Eltern zu sehn, war nicht zu bezweifeln, denn wie sehr er sie liebte, wußte sie aus tausend Aeußerungen.

Sie ging noch einmal hinauf, um sich zu überzeugen, daß ihre Gäste sich ins Bette gelegt hatten; an der Thür des Schlafgemaches leise horchend hörte sie ihre ruhigen, gleichmäßigen Athemzüge, denn sie waren nach den

Ermüdungen des Tages sogleich eingeschlafen.

Editha befahl den Dienern, gleichfalls zur Ruhe zu gehn und begab sich wieder in den Saal. Nachdenklich öffnete sie ein ein Fenster, das auf einen viereckigen Grasplatz ging und die Aussicht in das Thal gewährte.

Das Wetter hatte sich gänzlich aufgeklärt, hell glänzte der Vollmond an dem dunkeln Nachthimmel und die frische Luft, die in den Saal drang, trug süßen Blumenduft herein.

Eine Zeitlang genoß Editha des friedlichen Anblicks, sie gedachte ihre Gatten, der nun wohl in der Felsenhöhle an der Seite des Klausners knieete. Da empfand denn auch sie das Bedürfniß, vor dem Schlafengehen noch einmal in innigem Gebete ihr Herz zum Herrn zu erheben.

Sie ließ das Fenster offen stehn, zündete eine Lampe an und ging in die Schloßkapelle, wo sie still in sich versunken zu Gott für Wilfried flehte.

Während dessen trabte ein Reiter von seinem Dienern gefolgt, längs des Ufers des Flusses durch die mondhelle Nacht in der Richtung, die nach Felsenburg führte.

Es war Wilfried von Iserstein; erschöpft, entmuthigt kehrte er vom schwarzen Felsen zurück, von einer unbeschreiblichen Angst und Aufregung gefoltert.

Er hatte den Klausner nicht angetroffen und stundenlang vergeblich auf ihn gewartet. Das Unwetter,

das während dieser Zeit hereinbrach, hatte auf seine kranken Nerven erschütternd gewirkt; was er in der Höhle zu befürchten haben könnte, war ihm nicht klar, dennoch fühlte er sich so verlassen und elend, daß der kalte Schweiß ihm auf die Stirn trat und er dem Verlangen nicht widerstehen konnte, zu Editha zurück zu reiten und bei ihr Erleichterung und Trost zu suchen.

Jetzt näherte er sich dem Schlosse und rief den Wächter an, der, seinen Herrn erkennend, sogleich das Thor öffnete.

Wilfried trat in den Saal, den er zu seiner Verwunderung noch hell erleuchtet fand. Er gürtete sein Schwert ab und stellte es an den Kamin, er wollte hinauf zu Editha gehn, sie wecken und ihr sein Leid klagen.

Doch da fiel sein Auge auf einen Männerhut, der an der Lehne eines Sessels hing; er betrachtete ihn mit funkelnden Blicken, seine Stirn legte sich in Falten, die Augenbraunen zogen sich zusammen und auf seine Lippen trat ein bittres Lächeln.

Doch diese Empfindung war nur vorübergehend; gleich darauf schüttelte er verdrossen den Kopf und murmelte in sich hinein:

»Ach, mein Gehirn muß sehr krank sein, daß ich Editha der Treuen, auch nur einen Augenblick mißtrauen kann! Fort mit solch' erniedrigenden Gedanken; ist es denn das erste Mal, dass Felsenburg seine Thore

Freunden oder Pilgern gastlich öffnet?«

Mit diesen Worten stand er auf, um zu seiner Gattin zu gehn; kaum aber hatte er die Thür des matt erhellten Schlafgemaches geöffnet, als ein unterdrückter Schrei seinen Lippen entfuhr, seine Haare sich sträubten und er an allen Gliedern zu zittern begann! Sollte er seinen Augen glauben, oder hatte er es wieder mit einem Trugbilde seiner Phantasie zu thun? Wie, ein fremder Mann auf seinem Lager? Brach den alles Unheil plötzlich auf ihn ein? Was konnte ihm noch begegnen? Ha, seine Feigheit war zu Ende, stolz und trotzig wollte er sich jetzt gegen sein Schicksal erheben.

»Still, still,« flüsterte er heiser, »kein Geräusch; dieser Schlaf soll sich in einen Todesschlaf verwandeln. Mein Schwert, mein Schwert!«

Rasch flog er die Treppe hinab, ergriff im Saal seine Waffe und wollte eilends damit zurück, um in einem zweifachen Morde seinen Rachedurst kühlen, als er hinter sich die Thür aufgehn und eine sanfte Stimme fragen hörte:

»Schon zurück, lieber Wilfried?«

Er wandte sich um, und sah Editha, die aus der Kapelle zurückkehrte.

»Wie, bist du es, Editha?« rief er überrascht; »ich glaubte Dich oben gesehen zu haben.«

»Du warst in unserm Schlafzimmer?« fragte ängstlich

die Edelfrau.

»Ja, — wer schläft da in meinem Bette? Sprich, sprich schnell, das Blut kocht mir in den Adern!«

»Es sind zwei Pilger, denen ich gastliche Aufnahme gewährt,« antwortete sie.

»Warum gabst du ihnen denn unser Zimmer? Das ist ja unerhört!«

»Weil wir sie nicht genug ehren können, Wilfried; morgen wirst du dich selbst damit einverstanden erklären.«

»Du kennst sie also. Ich will wissen, wer sie sind! Du antwortest nicht? Siehst du nicht, wie ich vor Ungeduld zittere?«

Editha trat näher an ihn heran, legte ihren Arm um seine Schulter und sagte leise:

»Ich weiß nicht, mein armer Wilfried, ob ich recht thue, aber vielleicht ist meine Furcht unbegründet und wirst Du mit Freuden den Namen unserer edlen Gäste vernehmen; sie, die oben schlafen, sind der Graf und die Gräfin Iserstein.«

»Graf und Gräfin Iserstein? Großer Gott, mein Vater, meine Mutter!« schrie Wilfried erbleichend und sank dann wie vernichtet in einen Sessel.

»O Editha, unselige Frau, was hast Du gethan! Das Todesurtheil meiner Eltern hast Du ausgesprochen, nun wird der Fluch sich vollziehn,« fuhr er fort. »Soli ich Dir

sagen, wozu ein gottloser Zauber mich verdammt? Wenn ich meinen Eltern vor dem morgigen Tage begegne, muß ich sie mit meinen eignen Händen ermorden! Es gibt keine Gnade, keine Macht der Welt kann sie beschützen, ich bin ein blindes Werkzeug, ein willenloser Slave des Schicksals, das mich beherrscht.«

Seine erschreckte Gemahlin suchte ihn zu beruhigen und ihn das Unwahrscheinliche seiner krankhaften Vorstellungen begreiflich zu machen. Er aber schien mit einer stets wachsenden inneren Gewalt zu ringen.

»Schweig, Editha, schweig!«« rief er aus, »ich fühle es, Alles ist vergebens! Mein Kopf brennt; wie ein feuriger Strom schießt das Blut durch meinen Körper. Nur wenig Augenblicke noch, dann wird die blinde Raserei mich übermannen und mit dieser Waffe muß ich dann das Herz meines Vaters, meiner Mutter durchbohren! Flieh, und überlaß mich meinem traurigen Geschick. Jetzt, jetzt muß es sich erfüllen!«

Gleichzeitig sprang er auf und umfaßte krampfhaft das Schwert mit beiden Händen.

Editha aber kam ihm zuvor; schnell wie der Blitz flog sie der Thür zu, welche zu der Treppe führte, schloß sie ab und warf den Schlüssel zum Fenster hinaus, wußte sie doch, daß das Schlafzimmer in einem Thurme lag, welcher nur vermittelt dieser Thür mit der Burg in Verbindung stand. Nun, glaubte sie, würde es ihrem von

einem bösen Wahn beherrschten Gatten unmöglich sein, die schreckliche That zu begehen.

Wilfried aber stieß ein heiseres Lachen aus und rief, daß nichts in der Welt ihn zu hindern im Stande sei. Mit seinem Schwert begann er gegen die Thür zu poltern, daß es dröhnte, doch da sie aus festem Eichenholz gefertigt mit Eisen beschlagen war, so leistete sie kräftigen Widerstand. Fünf oder Sechs Diener, unter ihnen der Wächter vom Thor kamen in den Saal, Wilfried bedrohte sie mit seiner Waffe und schrie, daß er den Ersten der es wagte ihm zu nahen, zu seinen Füßen niederstrecken werde.

Er erkannte jetzt Einen unter ihnen, in dessen Anhänglichkeit er besonderes Vertrauen setzte.

»Rigold!« rief er ihm zu, »gehorsche mir, es gilt dein Leben! Nimm eine Fackel und suche unten nach Schlüssel dieser Thür! Findest du ihn, so schenke ich dir fünf Mark Silbers; findest du ihn nicht, so stirbst du morgen am Galgen!«

Zu Tode erschrocken erwiderte der arme Diener, daß er bereit sei, den Befehl seines Herrn zu vollziehn und eilte aus dem Saal, während Wilfried aufs Neue gegen die Thür zu schlagen begann.

Der furchtbare Lärm hatte die beiden Schlafenden geweckt, sie warfen ihre Kleider über und standen nun hinter der Thür, laut um Hilfe rufend gegen die

unbekannte Gefahr die sie bedrohte.

Ihre klagenden Stimmen waren wie Oel in das Feuer«von Wilfrieds Wuth. Er raste, zerrte und polterte mit solcher Gewalt gegen die Thür, daß Editha jeden Augenblick befürchtete, sie zusammenstürzen zu sehn.

Jetzt drang der rothe Schein der Fackel von außen her in den Saal. Wilfried eilte zum Fenster.

»Hast Du den Schlüssel gefunden, Rigold?« rief er.

»Noch nicht, Herr.«

»Zehn Mark in Silbers! Ich mache Dich zu meinem Hausmeister! Such, such! Ich fordere den Schlüssel oder Dein Leben!«

Editha schwamm in Thränen; sie war erschöpft und muthlos in einen Sessel gesunken, doch die Größe der Gefahr gab ihr die Besinnung und Kraft zurück. Wilfrieds Zwiegespräch mit Rigold benutzend eilte sie auf die Diener zu, welche bleich vor Schrecken in einem Winkel des Saales standen und sagte ihnen, daß die beiden Pilger, welche jenseits der Thür um Hilfe riefen, die Eltern ihres Gemahles seien, welche er in einem Anfall krankhafter Tobsucht ermorden wolle. Sie gebot ihnen, unversehens ihrem Herrn das Schwert zu entreißen und ihn, wenn es nicht anders ginge, gewaltsam zur Ruhe zu zwingen. Die Leute murmelten etwas von Ehrfurcht, die sie ihrem Herrn schuldig seien und zögerten ihrem Begehren nachzukommen, aber Editha nahm alle Verantwortung

auf sich und verhiess Jedem eine ansehnliche Belohnung.

Nach einer kurzen Berathung fielen die Diener über Wilfried her, entrissen ihm seine Waffe und schleuderten sie durch das Fenster, weit über den Rasenplatz fort, so daß sie sausend in die Tiefe fiel.

»Bringt ihn aus dem Saal!« rief Editha, »führt ihn in das Gefängniß über dem Thor, ich werde ihn dahin begleiten. Schließt uns ein, bis der Tag anbricht, unter keiner Bedingung öffnet vorher die Thür. Zaudert nicht, Ihr rettet Eurem Herrn das Leben, er selbst wird es Euch Dank wissen und Euch reichlich lohnen.«

Mit vereinten Kräften suchten die Diener sich ihres Herrn zu bemächtigen, er aber, stark wie ein Riese, und wüthend wie ein verwundeter Löwe rang mit ihnen, schlug um sich nach rechts und links und warf hin und wieder einen seiner Angreifer zu Boden. Sie waren ihm indessen zu zahlreich und so gelang es endlich, ihn aus dem Saal zu schaffen, er schrie und tobte furchtbar, der Schaum stand ihm vor dem Munde, doch was er auch beginnen mochte, er sah sich unwiderstehlich fortgerissen durch den engen Gang auf den inneren Schloßhof, der vom Monde hell erleuchtet lag.

Als der traurige Zug sich dem Burgthore näherte wurde dieses eben geöffnet, um Jemanden einzulassen.«

»Barmherziger Gott sei gepriesen!« rief Editha, »der Klausner, der Klausner!«

»Was geht hier vor?« fragte Nyctos bestürzt.

»Seine Eltern sind auf Felsenburg er ist wahnsinnig und will sie ermorden,« war die Antwort.

»Seine Eltern? Der Graf und die Gräfin Iserstein?«

»Ja ja, sie müssen sterben, es ist nichts daran zu machen, das Schicksal will es!« schrie Wilfried, »fort, fort! Laßt mich los!«

»Ach ehrwürdiger Vater, mein armer Gatte ist in Eurer Klause gewesen,« klagte Editha; »hatte er Euch dort gefunden, so wäre das Gräßliche nicht geschehen.«

»Ich war zu der Kirche von Mark gegangen, um dort vor dem Altare zu beten«

»Aber was sollen wir nun anfangen? was sollen wir thun?«

»Fliehen, weit von hier, ohne Verweilen,« antwortete der Klausner.

»Haltet ihn fest, Ihr Leute, und bringt ihn zum Thor hinaus, bindet ihn mit Stricken, wenn es nicht anders sein kann, rasch, rasch!«

Und die That zum Worte fügend griff der Klausner selbst den Ritter am Arm und ermutigte durch sein Beispiel die Uebrigen zur Aufwendung aller ihrer Kräfte.

Wilfried leistete blinden Widerstand, er warf so viele Diener um sich her zur Erde, daß er einen Augenblick ganz frei war und rannte mit einem wilden Triumphgeschrei zur Burg zurück. Doch bevor er das

Ende des Hofes erreichte, hatte man ihn wieder eingefangen und das schreckliche Ringen begann von Neuem.

Da man ihn nicht anders bezwingen konnte, warf man den armen Ritter auf den Boden und war eben im Begriff, ihn zu fesseln als der zwölfmal wiederholte Schlag eines eisernen Hammers auf eine Glocke zitternd durch die Luft klang. Ein freudiger Aufschrei entrang sich der Brust des Klausners.

»Mitternacht! Laßt ab!« rief er, »die Stunde seiner Erlösung ist da! Er ist geheilt, frei und geheilt! Dank sei Dir, barmherziger Gott, meine arme Seele ist gerettet!«

»Herr des Himmels, sprecht Ihr wahr?« stammelte Editha ungläubig.

»Laßt ihn aufstehn, Ihr werdet selbst sehn,« versetzte der Klausner, indem er sich niederbeugte, um Wilfried zu helfen.

Der Ritter erhob sich langsam von der Erde und rieb sich wie betäubt die Stirn. Bald aber kehrte sein Bewußtsein zurück.

»Erlöst für immer! Ich bin frei!« jubelte er, die Hände zum Himmel erhoben, »Editha, treue Gefährtin meines Lebens, wo bist Du?«

Und er fiel seiner Gattin um den Hals; sie weinte noch immer, aber jetzt Thränen der Freude und des Dankes gegen Gott.

»Meine Mutter, meine Eltern!« rief Wilfried, »komm Editha, Du mußt meine Mutter umarmen, fürchte nichts, ich verlange sehnlichst, sie an mein Herz zu drücken. Mein Wahnsinn ist gänzlich vorüber, ein heller Strahl der Freude erfüllt meine Seele. Ach wie soll ich Euch Allen dass Leid vergelten, das ich Euch verursacht habe! Komm komm!«

Rigold hatte inzwischen den Schlüssel gefunden und die Thür geöffnet; der Graf und die Gräfin Iserstein standen im Saal, zitternd vor Schrecken und Erregung.

Wilfried öffnete die Arme und schloß beide an seine Brust.

»Vater, Mutter!« rief er, »ich sehe Euch wieder, mein Herz schlägt an dem Euren, Gott sei tausendmal gepriesen für diese Gnade! Ihr habt mich angeklagt, nicht wahr? Ach, und doch habe ich nie aufgehört, Euch innig zu lieben! Ein Zauberer hatte einen Fluch auf mich geworfen, ich werde Euch nicht wieder verlassen . . . Seht hier Editha, meine liebe, treue Gattin, der gute Engel, der mit unsäglicher Liebe und Geduld mir in der schweren Prüfungszeit zur Seite gestanden hat. Liebt sie wie Euer zweites Kind, wir Beiden wollen vereint nur dahin streben, Euch fortan daß Leben glücklich und heiter zu gestalten, sei nun hier oder auf Iserstein, wir bleiben immer zusammen. — Jener heilige Mann, der Klausner, welcher dort kniet, war einst ein großer Sünder, doch hat er durch sein Gebet zu meiner Befreiung kräftig

mitgewirkt, darum soll er uns folgen und auch fortan den göttlichen Schutz für uns erflehn. Fern sei aller Kummer, unserer warten nur Liebe, Friede, Freude und Glück!« —

Viele Freudenthränen wurden noch vergossen, viele Umarmungen gewechselt, viele Dankgebete stiegen zum Himmel empor. Und als die Morgensonne ihr rosiges Licht in den Saal sandte, fand sie noch Wilfried und Editha in den Armen des Grafen und der Gräfin von Iserstein.

- E n d e -